

GA.MAG

News, Leseproben und Goodies



Liebe Leser,

herzlich willkommen zu der vierten Ausgabe des GA.MAG. Wie Sie feststellen werden, ist dieses Mag besonders lang, denn ich habe ihm einige ausführliche Leseproben spendiert. Genau richtig also, um es im Urlaub oder im Schwimmbad zu genießen.

Auch in diesem Magazin möchte ich Ihnen einen Überblick über die kürzlich erschienenen Romane aus meiner Feder geben. Zudem finden Sie einen kleinen Ausblick auf kommende Projekte, eine Film-Rezension und eine exklusive Kurzgeschichte.

In meiner Freizeit habe ich mir das Spiel »The Elder Scrolls IV – Oblivion« angeschaut. Von der Fachpresse frenetisch bejubelt, kam ich zu einem nicht ganz so euphorischen Ergebnis. Warum dem so ist, lesen Sie in meinem Spiele-Bericht.

Ebenfalls nicht vorenthalten möchte ich Ihnen die Ausschreibung des Geisterspiegels. Anders als 2007 schreibt das Online-Magazin jedoch keine Anthologie aus, sondern ein Romanprojekt für Nachwuchsautoren.

Doch genug der vielen Worte – nun wünsche ich Ihnen einen heißen Sommer und viel Spaß mit diesem vierten GA.Mag.

A handwritten signature in blue ink, appearing to be 'G. Arentzen'.

Euer G. Arentzen

Inhaltsverzeichnis

Die Türen der Unterwelt – ab sofort auch als eBook erhältlich.....	2
Reconquista – Ein Jaqueline Berger Roman.....	3
Leseprobe: Reconquista.....	3
Werbung ;-)).....	5
Der Osiris-Faktor – Ein Science Fiction Roman.....	6
Leseprobe: Der Osiris-Faktor.....	6
Christoph Schwarz Band 2/2008.....	8
Leseprobe: Christoph Schwarz Band 2/2008.....	8
Christoph Schwarz Band 3/2008.....	13
Leseprobe: Christoph Schwarz Band 3/2008.....	13
Die Schatzjägerin 9 – Der Schädel des Enthaupteten.....	17
Leseprobe: Die Schatzjägerin 9.....	17
Geister-Schocker Band 63 – Der Zirkel des Todes.....	21
Leseprobe: Geisterschocker Band 63 – Der Zirkel des Todes.....	21
Ausschreibung: 1. Romanprojekt des Geisterspiegels.....	23
Meinung/ Rezensionen.....	24
Shadow Dead Riot.....	24
The Elder Scrolls IV – Oblivion: Ein kritischer Bericht.....	25
Kurzgeschichte: Herz Ass.....	26
Sonst noch was?.....	33
Impressum.....	33

Die Türen der Unterwelt - ab sofort auch als eBook erhältlich



Neu erschienen im März 2008 ist die eBook-Ausgabe meines Horror-Romans »Die Türen der Unterwelt«. Wie bereits das Taschenbuch sowie die Jaqueline-Berger-Serie kann das eBook bei VPH.eBooks bezogen werden. Somit kommen auch all jene Leser in den Genuss des Romans, die ein Buch lieber auf elektronischem Wege lesen.

Einbußen müssen eBook-Kunden natürlich keine hinnehmen; die beiden Varianten gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Lediglich im Preis variieren sie, denn die Datei kostet lediglich downloadfreundliche 3,50 Euro.

Hier noch einmal der Klappentext:

Jaqueline Berger hat sich von der Schatzjägerei zurückgezogen und führt das Leben einer erfolgreichen Geschäftsfrau in New York City. Sie lernt eine Studentin kennen und verliebt sich in sie, ihr Unternehmen floriert und alles könnte wunderbar sein.

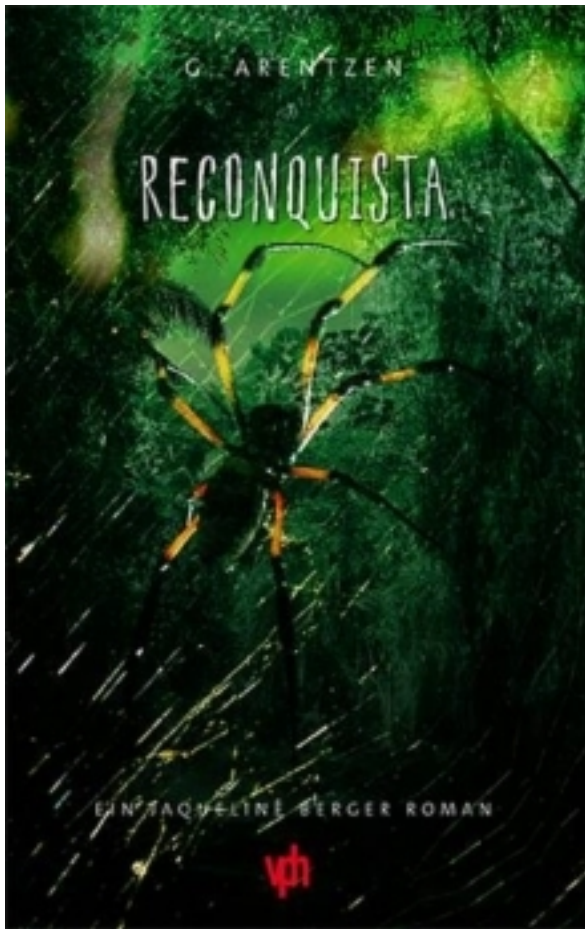
Aber ... Plötzlich erhält sie eine Botschaft, laut der die Türen der Unterwelt geöffnet würden. Und sie sei die Person, die sie wieder zu schließen habe.

Weder weiß sie, wer oder wo oder warum die Türen öffnet, noch wie man sie wieder schließt. Aber all das spielt für jenen, der ihr die Botschaft übermittelt, keine Rolle.

Denn er ist immerhin ein Gott, und dem widerspricht man nicht ...

Natürlich ist der Roman auch weiterhin als Taschenbuch erhältlich, u.a. bei Amazon. Die ISBN lautet 978-3-937544-03-8, der Preis beträgt 9,90 Euro.

Reconquista – Ein Jaqueline Berger Roman



Frisch erschienen ist der zweite Roman um die ehemalige Schatzjägerin Jaqueline Berger. Er trägt den Titel „Reconquista“ und führt die Handlung aus „Die Türen der Unterwelt“ konsequent fort. Wieder geraten Jaqueline und ihre Freundin Erin in höchste Gefahr, doch diesmal spielt sich das Grauen im peruanischen Regenwald ab. Der Klappentext:

Das Leben von Jaqueline Berger hat sich verändert. Nach den Ereignissen um die »Türen der Unterwelt« ist sie nicht mehr dieselbe. Sie verfügt nicht nur über die Gabe, die drei Teile einer Seele zu sehen, sondern sie kann auch die Nähe des großen Osiris spüren.

Doch dies sind nicht die einzigen Veränderungen. Immer häufiger wird sie von seltsamen Déjà-vus geplagt. Und dies, obwohl sie und ihre Freundin Erin nur eine unbeschwerte Zeit genießen wollen.

Aber all das wird nebensächlich, als Jaqueline mit einer Gruppe Studentinnen nach Peru fliegt, um die jungen Frauen bei ihrer ersten Ausgrabung zu beaufsichtigen. Denn von Anfang an lauern Gefahren. Als mysteriöser Nebel aufzieht und sich alte Magie ihren Weg bahnt, muss sie erneut aktiv werden, will sie ihre Schützlinge vor dem Grauen bewahren ...

„Reconquista“ ist mit 312 Seiten und der ISBN 978-3937544069 im Verlag Peter Hopf erschienen und kostet 9,95 Euro. Die folgende Leseprobe enthält den kompletten Prolog.

Leseprobe: Reconquista

Prolog

I

Professor Lacoste saß in seinem großen Zelt, vor sich eine Tasse mit Tee sowie ein Sandwich, und schaute durch eine große Lupe auf einen goldenen Ohrring. Nur gedämpft drangen die Geräusche des peruanischen Regenwaldes zu ihm hinein. Der Lärm, den die Studenten, Ausgräber und Wissenschaftler verursachten, übertönte das Gebrüll der Affen und Raubkatzen, die krächzenden Schreie der Vögel oder das Summen zahlloser Insekten.

Lacoste schätzte, dass er gut und gerne zwanzig von seinen nun sechzig Lebensjahren in einem Zelt irgendwo in der Wildnis verbracht hatte. Inzwischen fühlte er sich zu Hause, in seinem behaglichen Haus in Südfrankreich, zunehmend unwohl. Die Ordnung, die Sauberkeit und das weiche Bett dort vermittelten ihm

das Gefühl, bald nicht mehr Teil eines Grabungsteams zu sein.

Ein durchaus berechtigter Gedanke, denn obwohl er die Spannung vor Ort und das Leben in der Natur genoss, war er nicht mehr der junge Filou, der einst mit Pinsel und Schaufelchen zu Graben begonnen hatte. Sein Herz und auch seine Lunge bereiteten ihm Probleme. Gewöhnte er sich keine ruhigere Lebensweise an, blieben ihm nur noch wenige Jahre. Andernfalls, so hatte ihm sein Arzt versichert, könne noch zwanzig oder sogar dreißig Jahre leben.

Professor Lacoste wusste nur nicht, ob er dies auch wollte.

Sein Leben gehörte seiner Arbeit, und die erledigte man seiner Meinung nach nicht von zu Hause aus.

In Gedanken versunken griff der Wissenschaftler nach seinem Tee. Dieser Ohrring faszinierte ihn. Er fragte sich, wie er hierher gelangt war. Der feine Goldüberzug sowie der verarbeitete Stein ließen keinen Zweifel zu. Dieses Schmuckstück passte nicht zu den Indios, die

einst diese kleine Siedlung inmitten des Waldes bewohnt hatten. Lange vor den Spaniern, aber nicht mehr lange danach.

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als Loredana Ciampi das Zelt betrat, in der Hand ein Klemmbrett.

»Ah, Loredana«, rief Lacoste in akzentfreiem Italienisch, »komm näher und betrachte dir dieses Schmuckstück. Ich möchte wissen, ob du es datieren kannst.«

Die junge Archäologin kam dem Wunsch nach und schaute durch die Lupe. »Spätes zwanzigstes Jahrhundert, Modeschmuck. Er kommt aus Italien und wurde von einem Händler nahe dem Dogenpalast verkauft.«

»Eine derart exakte Bestimmung hätte ich mir nicht zugetraut. Wie kommst du darauf, dass der Ohrring in ... Oh, ich verstehe – er gehört dir, nicht wahr?«

»Ja.« Loredana nahm ihn entgegen. »Es spricht für die Gründlichkeit der Ausgräber, dass sie ihn gefunden haben.« Sie steckte das Schmuckstück in die enge Tasche ihrer Jeans.

»Du bist nicht gekommen, um deinen Ohrring zu suchen«, stellte Lacoste nach einem Blick auf das Klemmbrett fest, welches seine Assistentin noch immer in Händen hielt. »Was kann ich für dich tun?«

»Wir haben von der Barnard-Universität die Liste mit Studentinnen bekommen, die sie uns schicken.«

Das Gesicht des Professors verfinsterte sich. Missmutig griff er nach seinem Sandwich und biss hinein. »Das hat uns gerade noch gefehlt. Eine Schar aufgeschreckter, unerfahrener Studentinnen, die einen Monat lang über die Ruine herfallen. Ich wünschte, wir könnten sie davon abhalten.«

»Ich weiß ...« Die Italienerin fühlte sich unwohl. Sie konnte sich noch sehr gut an die Zeit erinnern, als sie eine aufgeschreckte, unerfahrene Studentin gewesen war. »Aber die Barnard finanziert unsere Studien zum Teil. Wir kommen nicht umhin, in den sauren Apfel zu beißen. Wobei dies noch nicht die sauerste Frucht ist, die uns die Universität zu schlucken gibt.«

»Was denn noch?«, fragte Lacoste. Er stopfte das Sandwich in seinen Mund und kaute übellaunig darauf herum. »Wollen Sie, dass wir ihnen unsere Funde aushändigen?«

»Nein.« Loredana nahm auf einem kleinen faltstuhl Platz. »Sie schicken eine zusätzliche Gastdozentin hierher. Auf Wunsch eines Förderers, wie es heißt.«

Lacoste winkte ab. »Vermutlich eine Theoretikerin, die noch nie an einer Ausgrabung teilgenommen hat. Das ist nicht weiter schlimm.«

»Sie irren sich.« Die Stimme der Italienerin glich einem Flüstern. »Sie schicken Doktor Jacqueline Berger zu uns.«

»Nein!« Lacoste sprang derart heftig auf, dass sein Stuhl kippte. »Nein, das ... Wissen die denn nicht, wer sie ist? Wissen diese ... bornierten ... Amerikaner nicht, dass sie damit die vielleicht beste Schatzjägerin der

Welt zu uns schicken? Wir können gar nicht so viele Wachmänner einstellen, wie von Nöten wären, um die Berger von unseren Funden fernzuhalten.«

»Der Leiter des Fachbereichs versicherte mir, Doktor Berger zu kennen. Seiner Meinung nach besteht kein Grund, ihr zu misstrauen. Offenbar hat sie sich von der Schatzjägerin losgesagt.«

»Merde.« Lacoste richtete seinen Stuhl wieder auf und nahm Platz. »Ich hatte gehofft, ihr niemals wieder über den Weg zu laufen. Sie ... Ich werde ihr nie verzeihen, dass sie mich damals bestohlen hat. Ich hielt den Dolch von Tupac Amaru bereits in meinen Händen. Und plötzlich ...«

»Ja ...« Loredana legte das Klemmbrett mit der Liste auf den Tisch. »Ich weiß, Professor. Nun, sie wird nur einen Monat hier sein und wir alle passen auf, dass sie nichts stiehlt.«

»So gut kann niemand aufpassen. Sie hat den Dolch vor meinen Augen verschwinden lassen. In dem einen Moment führen wir eine interessante Debatte, im nächsten ist der Dolch verschwunden und im übernächsten Moment sie. Mir ist, als sei sie mit dem Teufel selbst im Bunde.« Lacoste reichte seiner Assistentin einen Schlüssel für die Truhe mit den wertvollsten Funden. »Hier. Nimm den Hubschrauber, und fliege nach Lima. Bring die guten Stücke in Sicherheit. Miete ein Schließfach an, dort kommt auch sie nicht dran.«

»Wenn Sie meinen ...« Die Wissenschaftlerin zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, wie Sie über Doktor Berger denken. Aber um ehrlich zu sein ... ich freue mich ein wenig auf ihren Besuch hier. Sie ist zweifelsfrei eine interessante Person.«

Lacoste schüttelte anklagend den Kopf. »Interessant – vielleicht. Aber sie ist eine Schatzjägerin. Eine Diebin. Sie brach sogar in das Ägyptische Museum in Kairo ein, um ein Artefakt zu entwenden. Du musst vorsichtig sein, Loredana. Ich weiß, wie sie vorgeht. Vor allem du wirst zu einem leichten Opfer werden, wenn sie es darauf anlegt.«

»Besonders ... oh.« Die Italienerin schwieg, denn sie wusste exakt, was Lacoste meinte. »Keine Sorge, ich werde mich von ihr nicht einwickeln lassen. Also, ich mache mich dann mal auf den Weg.«

Lacoste schaute ihr nach. Warum ich? Warum kann die Berger nicht eine andere Ausgrabung heimsuchen? Ich sollte Urlaub nehmen.

Er schüttelte den Kopf, während er nach einem weiteren Schmuckstück griff, das ihm ein Ausgräber gebracht hatte. Anders als zuvor erkannte Lacoste sofort, dass es sich hierbei um ein Artefakt jenes Volkes handelte, das einst an dieser Stelle lebte. Das Amulett zeigte einen goldenen Gott in sitzender Haltung. Die Augen bestanden aus kleinen, roten Edelsteinen, was dem Wesen einen stechenden Blick verlieh.

Was bist du für einer?, überlegte der Wissenschaftler. Ein Gott, den ich kenne? Oder bist du lediglich eine lokale Größe? Warst du für die Ernte zuständig oder ... Lacoste schaute auf, einer der Arbeiter das Zelt betrat. Er kannte den Mann flüchtig. Er gehörte zu jenen, die für das Grobe zuständig waren. Ungelernte Helfer, die man zu Dutzenden in Lima oder anderen Städten anheuern konnte. Sie verlangten nicht viel Geld und konnten auch bei dem hier herrschenden Klima arbeiten.

»Ja?«, fragte Lacoste mit abweisender Stimme.

Er mochte es nicht, wenn diese Leute ungefragt zu ihm kamen. Hatte ein Arbeiter eine Frage, konnte er sich an die Archäologen wenden, die direkt mit den Grabungen befasst waren. Lohnfragen klärte ein Schreiber, der auch die Katalogisierung und anderen Papierkram übernahm. Streng genommen gab es für einen Arbeiter keinen Grund, das Zelt des Professors zu betreten. Vor allem nicht ungebeten.

»Dieser Anhänger«, erklärte der Mann in schlechtem Spanisch. »Darf ich sehen?«

»Bitte.« Lacoste hielt ihn so, dass ihn der Arbeiter erkennen konnte. »Kennen Sie das Wesen darauf?«

»Guecufu.« Der Arbeiter faltete die Hände und verneigte sich. »Guecufu. Ein Gott unseres Volkes. Er ist wieder da. Guecufu.«

»Danke für die Identifizierung.« Lacoste bemühte sich, sachlich zu bleiben. »Gehen Sie zu Doktor Lopéz und sagen Sie ihm, was es mit dem Gott auf sich hat.«

»Nein, Sie verstehen nicht.« Die Augen des Eingeborenen leuchteten. »Guecufu ist zu uns zurückgekehrt. Das Ende der Weißen Besatzung ist nah. Wir werden das Land wieder in Besitz nehmen.«

»Ach Herrjemine.« Lacoste bemühte sich, freundlich zu bleiben. »Sie werden nun das Zelt verlassen und mit Doktor Lopéz sprechen. Ich hingegen versuche, das eben gesagte zu vergessen, Monsieur ...?«

»Julio. Aber Sie verstehen nicht. Das neue Zeitalter ist angebrochen und ich werde mein Volk zu neuem Stolz

und zu neuer Stärke führen.« Er fixierte mit seinen Augen das Amulett, welches Lacoste noch immer hielt. »Guecufu, ich erlebe deine Hilfe.«

»Ja, und ich erlebe, dass Sie verschwinden. Und zwar ...« Der Professor hielt inne. Seltsame Vibrationen gingen von dem Amulett aus.

Fassungslos starrte der Wissenschaftler das Artefakt an. Er hatte den Eindruck, die roten Augen würden aus sich heraus leuchten.

Aber dies war unmöglich.

»Was ...?«, brachte er noch hervor, ehe das Amulett in seiner Hand einen einzigen, starken Energiestoß aussandte. Lacoste glaubte, seine Hand würde in Flammen stehen. Jeder Muskel in Lacostes Körper verkrampfte sich. Von einer Sekunde auf die andere stoppte jegliches Leben in dem Mann. Sein Herz stand still, sein Hirn arbeitete nicht mehr. Er kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen oder sich seines Schicksals bewusst zu werden.

Kraftlos sackte sein Arm nach unten. Sein Körper erschlaffte, sein Kopf sackte auf die Brust. Das Amulett jedoch fiel zu Boden.

Julio beeilte sich, es aufzuheben. Anschließend verließ er das Zelt wieder und eilte davon. Er wusste, dass er nicht im Lager bleiben durfte. Jemand würde den Tod des Professors bemerken. Zudem taten Wachleute Dienst, die hin und wieder die Taschen der Arbeiter kontrollierten.

Der Indio schlug sich in den Regenwald. Dort kannte er sich aus. Anders als die Weißen, die in das Land kamen, um die Gräber seiner Ahnen zu plündern, fühlte er sich zwischen den hohen Bäumen wohl.

Er musste zurück in die Stadt. Es gab andere, die dachten wie er. Jene, die sich der zu lange andauernden Herrschaft der Weißen entledigen wollten. Ehemalige Kämpfer der Tupac Amaru. Sie musste er finden, denn das neue Zeitalter war angebrochen. [...]

Hinweis: Diese Leseprobe wurde dem Jaqueline Berger Roman *Reconquista* entnommen.

Werbung ;-)

Dieses Magazin wurde gestaltet von PEGU Consulting, deren Inhaberin zufällig meine Ehefrau Petra Arentzen ist. Aber im Ernst: Sie macht wirklich gute Webseiten :-)



Der Osiris-Faktor – Ein Science Fiction Roman



Der Klappentext:

Das Jahr 2330.

Die Menschen auf der Erde bereiten sich auf zwei Jahrestage vor - die Eroberung des Weltalls vor 100 Jahren, sowie dem Tag der Kaskade 2280; eine Katastrophe unbekannter Ursache, die mehr als Zweidrittel der Erdbevölkerung dahinraffte. Domino LaFey, Spezialagentin der Regierung, geht hiervon unbeeindruckt ihren Aufgaben nach. Sie hat in ihrem jungen Leben ohnehin zu viel erlebt, um sich für solche Feiern zu interessieren. Doch ihr Alltag wird unterbrochen, als ihr ein Spitzel Informationen über die Kaskade zuspielt. Was haben die Zeichnungen zu bedeuten, was die kryptischen Abkürzungen für einen Planeten, der offiziell nicht einmal existiert? Domino verlässt die Erde, um der Sache auf den Grund zu gehen. Doch das All ist groß und voller Gefahren, wie sie sehr schnell erkennen muss ...

Wie die Leseprobe zeigt, ist der Stil hart und direkt. Dies passt auch zum Thema des Romans, denn ich wollte weder eine wachswichtige Space-Opera verfassen, noch ein wunderbar schillernde Zukunft zeigen. Die Welt, in der dieser Roman spielt, ist schmutzig, eigennützig und korrupt. Dies sollte sich auch im Stil widerspiegeln.

Bei Amazon kann der Titel vorbestellt werden, doch er wird bestimmt die nächsten Tage lieferbar sein. Bei Romantruhe direkt kann er bereits jetzt bezogen werden.

Der Osiris-Faktor

Broschiert: 240 Seiten. ISBN: 978-3937435817, 13,95 Euro.

Leseprobe: Der Osiris-Faktor

Kapitel 1

I

Ich hatte nie geplant, eine Hure oder eine Killerin zu werden. Als Kind wacht man ja nicht eines Morgens auf, schaut in den Spiegel und sagt sich, dass man eine gute Hure abgäbe. Obwohl dieser Weg bei den meisten von Anfang an feststeht. Im Mittelalter waren verschiedene Berufe vererblich, etwa der des Henkers. Wer als unehrlich galt, konnte keine *ehrlichen* Berufe annehmen, und so wurde man gezwungen, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten.

Unsere modernen Zeiten kennen kein *ehrlich* oder *unehrlich*, und doch sind manche Berufe wieder vererblich. Wer aus den armen Vierteln der Stadt

kommt, kann sich kaum eine Schulbildung leisten. Geht die Mutter bereits auf den Strich, ist der Weg vorgezeichnet. Kaum ist der Nachwuchs alt genug, wird aus der Prostitution der Mutter plötzlich ein Familienbetrieb.

Mein Weg in die Hölle war nicht vorgezeichnet gewesen, denn bis zu meinem elften Lebensjahr wuchs ich behütet in einem kleinen Appartement im elften Bezirk auf. Mein Vater verdiente sein Geld als Beamter der Kolonialverwaltung. Dies brachte uns nicht nur ein geregelt Einkommen, sondern auch Freiflüge zu den Planeten im besiedelten Universum. Keine Luxusliner, versteht sich, sondern kleine Dienst-Shuttles. Doch dies war mehr, als sich viele Menschen auf Terra leisten konnten. An meinem sechsten Geburtstag flogen wir zu einem kurzen Urlaub auf den Saturn, zwei Jahre später

war es Aleph Prime. Auch den Mars bekam ich früh zu sehen, aber wann genau das war, weiß ich nicht mehr. Vielleicht mit drei oder vier – keine Ahnung.

Da wir genügsam waren, musste meine Mutter nicht arbeiten. Auch wenn sie hin und wieder *eigenes Geld nach Hause brachte*, wie sie es nannte. Was immer sie dafür auch tun musste, ein geregelter Job war es nicht. Sie war stets zu Hause, wenn ich aus der Schule kam. Sie kochte, putzte und wusch unsere Wäsche. Sie half mir auch bei den Hausaufgaben oder hörte einfach nur zu, wenn ich ihr etwas erzählte.

In dieser Phase meiner Kindheit konnte ich mir nicht vorstellen, dass sich mein Leben jemals ändern würde. Alles schien vorhersehbar und geordnet. Schulbildung, Studium an einer Universität, gefördert vom Staat, um ihm anschließend viele Jahre zu dienen. So, wie mein Vater dem Staat diente.

Doch eines Abends kurz vor Xmas endete all das mit einem riesigen Knall. Nun, eigentlich war es nicht nur *ein* Knall, sondern eine kurze Abfolge unheimlich vieler Schläge.

Der Weihnachtsbaum stand bereits im Wohnzimmer, doch noch brannten die bunten, elektrischen Kerzen auf den grünen Plastikzweigen nicht. Erst ab dem 24. Dezember wurden sie eingeschaltet – *Tradition, Tradition*.

Meine Mutter befand sich in der Küche, als es geschah. Mein Vater saß in einer seltsamen Selbstvergnütheit auf dem Sofa und las in einem Buch, während ich auf dem Boden mit meinem PDA spielte. Es duftete nach gebackenen Nudeln in Paniermehl. Ein einfaches, gleichwohl schmackhaftes Abendessen; vor allem wenn noch zwei Bratwürste, randvoll mit künstlichen Aromen, auf dem Teller lagen.

Mutter trug gerade die Pfanne ins Wohnzimmer, wo wir in der Regel aßen, als eine Explosion die Eingangstür in den Flur schleuderte. Rauch erfüllte plötzlich die Luft, meine Mutter schrie panisch auf und Vater entriss ihr die Pfanne, um sie jenem Mann entgegen zuschleudern, der nur Sekunden nach der Detonation unsere Wohnung stürmte.

All das hatte ich noch sehen können. Doch dann riss mich Mom in ihre Arme, um mich zu schützen. So fehlte mir die Sicht auf die weiteren Ereignisse. Ich *hörte* aber – Schüsse. Drei in rascher Folge. Der Eindringling feuerte sie rasch hintereinander, dass es wie *ein* Schuss klang.

Pa stieß einen Schrei aus, Mutter zuckte nur zusammen. Sie lag halb auf mir, um mich auch weiterhin zu schützen. Ihre Tränen liefen mir ins Gesicht und benetzten es.

So zumindest glaubte ich.

Erst, als rote Schlieren meine Augen verklebten, begriff ich.

Plötzlich wurde der Körper meiner Mom von mir gezerrt. Wie eine Puppe fiel sie zur Seite, die Augen weit aufgerissen. Einen Moment schaute ich zu ihr.

Etwas stimmte nicht, aber mir wollte nicht einfallen, was das war.

Doch dann drosch der Eindringling den Kolben seines Gewehrs gegen meinen Kopf, und augenblicklich gingen meine Lichter aus.

Als ich wieder erwachte, lag ich nackt auf dem Bett meiner Eltern. Neben mir hockte der Einbrecher, ebenfalls nackt, und nahm einen tiefen Schluck aus einer Schnapsflasche. Er musste sich an der Bar meiner Eltern bedient haben, denn die Marke war mir vertraut. Ich registrierte seinen gierigen Blick, sein schmieriges Grinsen und den Schmerz in meinem Unterleib. Ein brennender, wütender Schmerz, als sei ein Teil meines Körpers beleidigt.

Doch noch begriff ich nicht, was der Einbrecher getan hatte. Ich wunderte mich nur, dass er noch immer im Haus war. Hatte denn niemand die Explosion und die Schüsse gehört? Hatte niemand den Sicherheitsdienst gerufen?

»So, du kleine Fotze. Eingeritten hab ich dich. Jetzt haben wir beide Spaß.« Es waren die ersten und die letzten Worte, die ich von dem Mann an jenem Abend hörte. Er griff nach mir, hielt mich fest und wälzte sich auf mich. Widerwille und unfassbares Entsetzen erfassten mich, als er mich brutal nahm. Mein noch nicht vollends entwickelter Körper sträubte sich gegen das, was er tat. Ich schrie, ich weinte und ich bettelte. Mit meinen Händen und Füßen versuchte ich, den massigen Leib von mir zu drücken.

Erfolglos.

Der Scheißkerl lachte nur und hielt mich fest. So lange, bis mir die Kraft fehlte, um mich noch länger zu wehren. Nach einer halben Stunde ließ ich die Tortur über mich ergehen. Es war egal, was er tat. Sollte er mich ficken, sollte er mir seinen Schwanz in den Mund schieben und mich schlagen. Sollte er mich töten – dann hatte die Qual ein Ende. Meine Eltern waren tot, ich völlig allein auf der Welt. Meine Mutter und mein Vater hatten mich nicht auf das Leben vorbereitet, mir nicht gezeigt, wie rau und hart diese Welt war. Nun, da beide tot im Wohnzimmer lagen und mich ihr Mörder wieder und wieder vergewaltigte, erschien mir der Tod nicht als furchtbares Schicksal. Im Gegenteil – er hatte etwas Tröstliches.

Noch Stunden nachdem der Einbrecher verschwunden war lag ich in Fötusstellung auf dem Bett meiner Eltern, inmitten einer Lache aus Urin, Blut und Sperma. So lange, bis jemand die Wohnung betrat und sich umschaute. Es war ein Nachbar, der erst jetzt von der Arbeit nach Hause kam. Er fand meine Eltern, fand mich und verständigte den Sicherheitsdienst. Die Beamten schafften mich in eine Klinik, damit sich jemand um mich kümmerte. Meine Eltern wurden abtransportiert, ihr Mörder – mein Vergewaltiger – trotz meiner Aussage nicht geschnappt. Es fand auch niemand eine Antwort auf meine Frage, warum der Lärm ungehört geblieben worden war. Hätte jemand,

irgend ein Bewohner des Appartementhauses reagiert und den Sicherheitsdienst gerufen, wäre mir manches erspart geblieben.

Aber das war nicht geschehen und so hatte ich kurz vor Weihnachten 2316 nicht nur meine Unschuld verloren,

sondern auch den größten Teil meiner Seele. Sie war mir aus dem Leib gefickt worden, mit brutaler Gewalt.

Das was noch übrig war, raubten mir die Behörden kurz nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus [...]

Hinweis: Aus Kapitel 1 – Der Osiris-Faktor

Christoph Schwarz Band 2/2008

Das zweite Taschenbuch mit drei Romanen erschien im März 2008. Es enthält folgende Bände:

- **Band 35: Vampire auf der Wartburg**
Besucher der Wartburg werden von kleinen, blutsaugenden Fledermäusen angegriffen und verletzt. Die Polizei schaltet Christoph Schwarz ein, denn VampirFledermäuse sind in Deutschland nicht heimisch. Gemeinsam mit Rafael macht sich Christoph auf den Weg zu diesem Geschichtsträchtigen Bauwerk. Zu Beginn zweifelt er daran, dass überhaupt ein Fall für ihn vorliegt. Doch dann entdecken sie die Wahrheit und geraten in höchste Gefahr.
- **Band 36: Todesfalle Loreley**
Die Loreley ist ein beliebtes Ausflugsziel. Vor allem im Sommer strömen die Touristen zu dem Felsen, um den sich manche Sagen ranken. Wie real manche Sagen sein können, müssen verschiedene Menschen erfahren, als sie von einer Nixe angegriffen und getötet werden. Doch warum tut der Wassergeist dies? Und warum nimmt er Kontakt zu Conny auf, um sie an seinen Taten teilhaben zu lassen? Die Sonderermittlerin fährt an den Rhein, um das

Morden zu beenden. Aber die Nixe hat ihre ganz eigenen Pläne ...

- **Band 37: Die Teufelhaut**

Menschen verändern sich plötzlich. Ihnen wächst eine borstige Haut, ihr Schädel wird dreieckig und ihr Wesen wandelt sich. Manche glauben gar, sie seien der Satan und töten Menschen. Was steckt dahinter? Belinda nimmt die Ermittlungen auf, da sie ein medizinisches Phänomen nicht ausschließen kann. Ist es ein Erreger? Oder steckt doch Magie dahinter? Bei ihren Ermittlungen trifft sie zwei alte Bekannte. Gemeinsam stehen sie einer großen Bedrohung gegenüber ...

Neben der bereits bekannten Kolumne auf www.geisterspiegel.de kam zudem eine weitere Christoph Schwarz-Kolumne auf LITERRA (www.literra.info) hinzu. Dort sind zusätzlich zu den Klappentexten auch Hintergrundinformationen zu den einzelnen Bänden zu finden. Zudem findet sich dort eine Leseprobe, die nicht mit jener in meinem GA.MAG identisch ist. Es lohnt sich also, einen Blick auf meine Kolumne dort zu werfen.

Leseprobe: Christoph Schwarz Band 2/2008

Wolfswesen

Frankfurt, 08.05.1999 – 15:00 Uhr

I

Die Innenstadt von Frankfurt glich an jenem Samstag einmal mehr einem Tollhaus. Manche Passanten schlenderten entspannt an den Auslagen vorbei, andere hetzten von Geschäft zu Geschäft, als ginge es um ihr Leben. Auf der Zeil wurde gedrängelt und geschoben, in der Zeil-Galerie ging es im Schneckentempo voran. Dies mussten Conny und Lea erkennen, als sie die metallenen Wege im Inneren der Galerie empor gingen.

»Erinnere mich daran, dass wir auf solche samstäglichem Bummel verzichten«, rief Lea gegen den herrschenden Lärm. »Das ist ja grauenvoll.«

Zwei Teenager liefen an ihnen vorbei, wobei sie sich mit ihren Armen den dazu nötigen Platz verschafften. Sie gaben ein paar unartikulierte Urlaute von sich, lachten dümmlich und schienen ihren Spaß aus diesem Verhalten zu ziehen. *Welche Zeiten, welche Sitten*, dachte die Beamtin und schaute ihnen kopfschüttelnd nach.

Sie gingen an einem Handy-Shop vorbei, ehe sie die Boutique erreichten, zu der sie wollten. Im Inneren war es angenehm leer; lediglich vier Kundinnen schauten sich die Ware an, die hier ordentlich auf Bügeln präsentiert wurde.

»Die Preise treiben einem den Schweiß auf die Stirn«, murmelte Conny. »Bist du sicher, hier einkaufen zu wollen?«

Lea nickte. »Wenn ich nächste Woche die Lesung habe, brauche ich etwas Schickes.« Sie musterte ihre Freundin. »Und du auch, meine Liebe.«

»Ja, das wird wunderbar. Vermutlich wird mich wieder ein Idiot ablichten und in die Zeitung setzen. Ein gefundenes Fressen für meine lieben Kollegen.«

Lea griff nach der Hand der Beamtin. »Ist es so schlimm?«

»Noch nicht und ich hoffe, dass es auch so bleibt.« Sie schenkte ihrer Freundin ein Lächeln. »Keine Angst, ich werde mich von diesen Idioten nicht zermürben lassen. Das wäre ja auch noch schöner.«

Eine Stunde später verließen sie die Boutique wieder. Die Menschenmassen hatten nicht abgenommen, sie waren lediglich etwas ruhiger geworden. Offenbar hatten die Eiligen nun erledigt, was es zu erledigen gab. Wer jetzt noch bummelte, machte es sich gemütlich.

»Lass uns oben im Sportrestaurant etwas essen. Sie haben köstliche Salate im Angebot«, schlug Conny vor. Ohne auf das Okay ihrer Freundin zu warten ging sie vor, schlängelte sich an zwei älteren Damen vorbei, die ein paar Kunstdrucke in einem Schaufenster bewunderten und blieb schließlich vor dem Aufzug stehen.

»Ich hoffe nur, sie haben auch eine richtig kalte Cola«, murmelte Lea, während sie auf die Kabine warteten. Dabei schaute sie zu einem kleinen Elektronik-Shop. »Mein Mund fühlt sich an, als sei er mit Sandpapier ausgerieben worden.«

»Das macht die trockene Luft hier drinnen«, erwiderte Conny. »Mir geht es auch nicht besser.« Sie folgte Leas Blick. »Interessierst du dich für einen PDA?«

Die Autorin nickte. »Ich mache mir immer Notizen in ein kleines Büchlein. Es wäre praktischer, sie abspeichern und anschließend auf mein Notebook laden zu können. So muss ich sie immer in meine Konzept-Software übertragen. Das kostet Zeit. So ein PDA ist zwar nicht billig, aber vielleicht sollte ich mir einen leisten. Wir können nach dem Essen mal in dem Laden vorbei schauen, wenn du nichts dagegen hast.«

»Bitte.« Conny lächelte. Die Türen glitten auseinander, kurz darauf standen die beiden Frauen im Lift.

»Voll hier«, sagte Lea, als sie das Restaurant betraten. Sie schaute sich um und schüttelte den Kopf. »Wenn wir uns nicht zu jemandem setzen wollen, müssen wir warten oder uns ein anderes Restaurant suchen. Was meinst du?«

Auch Conny ließ ihren Blick schweifen. »Vielleicht habe ich einen Platz für uns. Warte mal ...« Sie bahnte sich einen Weg zwischen den Stühlen, Tischen und Kellnern hindurch, ehe sie vor einer jungen Frau stehen blieb, die in ein Buch vertieft vor einer Cola saß.

»Hallo Linda. Hast du was dagegen, wenn wir uns zu dir setzen? Oder möchtest du das lieber nicht?« Die Sonderermittlerin spürte die Angst vor Ablehnung in sich.

Linda Zimmermann schaute überrascht auf, ehe sie lächelte. »Hallo Conny. Klar, setzt euch. Aber ich dachte, Suzanne ...« Sie sah, wem ihre Kollegin winkte. »Ah, Lea Kurz. Das trifft sich ja gut. Vielleicht möchte sie das Buch signieren?« Damit zeigte sie Conny den Einband. *Verschobene Welten* stand in roter Schrift über einer Figur, wie man sie auf Rapa Nui fand. Es war Leas Tatsachenroman.

Die Autorin kam hinzu und sah ebenfalls ihr Buch vor Linda liegen. »Hier bleiben wir, die Frau hat Geschmack«, scherzte sie. Doch es war ihr anzusehen, dass es ihr ein wenig peinlich war. Sie wusste mit solchen Situationen nicht umzugehen.

Conny übernahm es, Linda vorzustellen. Die beiden Frauen nahmen Platz und griffen nach der Karte, während die Polizistin das Buch beiseite legte. Sie

lächelte ihre Kollegin scheu an, ehe sie sich eine Strähne aus dem Gesicht pustete.

»Wie geht es Suzanne?«

»Sie liegt nach wie vor in einem künstlichen Koma und kann nicht nach Frankfurt gebracht werden. Die Verletzung ist sehr schwer.«

Sie schwiegen kurz, ehe sich Linda etwas nach vorne beugte. »Ist deine Nase ... dicker als normal? Oder täusche ich mich?«

»Sie ist etwas dicker und wird es auch bleiben. Sie wurde mir bei einem Kampf

... verletzt. Nun ja, da kann man nichts machen.« Sie verschwieg, dass die Nixen ihre Wunden geheilt hatten, dabei der Nasenrücken jedoch dicker geworden war. Nixen sind eben keine Ärzte, ihre Magie achtet nicht auf Ästhetik.

»Ich nehme die ...« Conny schwieg, als ihr X-Gerät die Melodie des Tatorts spielte. Sie seufzte und hob ab. Dieser Ton war den Nummern der Polizeidienststelle der Stadt zugeordnet. »Blank?«

Eine aufgeregte Stimme meldete sich. »Hier Kommissar Fröhlich. Frau Blank, wir jagen ein verdammtes Monster. Ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben soll. Es ist ein ... ein ... Wolf oder etwas in der Art, aber er läuft auf zwei Beinen. Ein ... Werwolf.«

»Verstanden.« Es war nicht das erste Mal, dass Conny mit Werwölfen in Frankfurt konfrontiert wurde. Und auch Christoph Schwarz hatte bereits seine Erfahrungen mit diesen Wesen gemacht; ebenfalls hier in Frankfurt. »Wo sind Sie?«

»Moselstraße. Das Biest ist in ein Laufhaus geflohen. Soll ich Ihnen einen Wagen schicken? Wo sind Sie?«



»Zeil-Galerie. Ja, schicken Sie einen Streifenwagen, dann bin ich schneller. Ich warte an der Straße auf ihn, dann braucht er nicht in die Fußgängerzone zu fahren.« Conny hauchte Lea einen Kuss auf die Wange. »Ich muss weg. Wir sehen uns später. Ich hoffe, es wird nicht zu kompliziert. Ich komme dann direkt zum Italiener.«

Sie winkte und wollte zum Ausgang hetzen. Doch Linda griff nach ihr. »Darf ... darf ich mitkommen?«, fragte sie schüchtern. »Ich weiß, ich bin keine Sonderermittlerin. Aber ...«

»Ich verstehe schon.« Conny begriff nur zu gut. In der gleichen Situation hatte sie sich einst befunden. Die Neugier auf das Paranormale war geweckt, die Welt hatte neue Dimensionen angenommen. Es war ihr damals unvorstellbar erschienen, weiterhin *normale* Verbrecher zu jagen, wenn dort draußen der Horror lauerte. »Hast du deine Dienstwaffe dabei?«

»Nein, die liegt im Safe auf dem Revier.«

Die Beamtin dachte nach. Sie hatte sowohl ihren Taser als auch die Pistole einstecken. *Kann ich mit Strom einen Werwolf ausschalten?* Die Idee erschien ihr beängstigend grotesk.

II

»Geben Sie Kollegin Zimmermann bitte Ihre Dienstwaffe. Sie hat ihre im Safe des Reviers«, bat Conny einen Streifenbeamten, der vor dem Laufhaus stand.

»Kollegin Zimmermann?« Der Mann musterte die Polizistin. »Bist du aufgestiegen, Linda?« Er grinste schief.

»Nein, ich ...« Sie nahm die Waffe entgegen. »Danke.« Der Beamte nickte nur und tat, wie ihm die Sonderermittlerin befohlen hatte. Ohne Dienstwaffe konnte er nicht den Eingang sichern. Schließlich bestand die Möglichkeit, dass der Werwolf das Haus verlassen und auf die Sperre zuhalten würde. Da jedoch inzwischen sechs Wagen vor Ort waren, konnte er sich um andere Aufgaben kümmern. Etwa den Verkehr stoppen und die Fahrer bitten, eine andere Route zu nehmen.

»Wie gehen wir vor?«, fragte Linda, während sie auf die Tür zuhielten. Sie hatte von Conny deren Ersatzmagazin mit Spezialmunition erhalten und lud die Pistole um. Das Magazin einer GLOCK passte nicht in das einer Sig. Aufregung und Nervosität ließen ihre Stimme zittern.

Conny fragte sich, ob es eine gute Entscheidung war, der Bitte der jungen Beamtin zu entsprechen. Sie war nicht nur unerfahren, was das Paranormale betraf. Die Sonderermittlerin wusste nicht, wie lange Linda bereits im Streifendienst tätig war. Doch allzu lange konnte dies nicht der Fall sein, wie sie argwöhnte. Andererseits wäre es gefährlich gewesen, alleine in ein Laufhaus zu gehen, um dort den Werwolf zu stellen. Viele Räume,

mehrere Treppen, schummeriges Licht. Nur ein Fehler, und das Spiel war aus.

»Wir bleiben zusammen und decken uns gegenseitig. Sollten wir den Werwolf sehen, machen wir notfalls von der Schusswaffe Gebrauch. Aber bedenke, dass in jedem Lykanthrop auch ein Mensch steckt.«

»Ein Mensch, der zwei Frauen ermordet und einen Mann schwer verletzt hat«, ließ sich eine dunkle Stimme vernehmen. Ein Beamter stand am Eingang des Laufhauses und schaute die beiden Frauen finster an. »Ich gebe einen Scheiß auf Werwölfe. In meinen Augen ist das ein durchgedrehter Junkie. Ein Spinner, der sich ein Wolfsfell übergeworfen hat und Amok läuft. Ginge es nach mir, hätten wir den Idioten ausgeräuchert.«

»Aber es geht nicht nach Ihnen?«, fragte Conny. Sie sah, dass der Mann Hauptkommissar war. Der bisher höchstrangige Beamte am Tatort.

»Nein, es geht nach mir.« Paul Paulsen trat durch die Tür und grinste die beiden Beamtinnen an. »Zwei Menschen wurden ermordet – also bin ich zuständig. Es mag sein, dass der Kollege hier richtig liegt. Aber wer weiß das schon? Ich hab genug Mist gesehen, um nichts mehr kategorisch abzulehnen. Denken Sie nur an die Otgiruru.« Er kramte ein Minzbonbon aus der Tasche und schob es sich in den Mund.

Der Streifenbeamte schenkte dem Kriminal-Hauptkommissar einen schiefen Blick, verkniiff sich aber eine Erwiderung.

»Sie haben Kommissar Fröhlich aufgefordert, mich anzurufen? Ist er ihr Partner?«

»Nein, ein Streifenbeamter. Und im Moment macht er seinem Namen nicht gerade Ehre. Aber das kann man ihm auch nicht verdenken.« Er ließ sein Bonbon zwischen den Zähnen hindurch gleiten, was einen seltsamen Ton zur Folge hatte. »Gut. Sie schauen sich die Sache an?«

»Dafür sind wir da«, lächelte Conny. Sie war froh, dass sich Paulsen unbefangen gab. »Kollegin Zimmermann wird mir assistieren.«

Der Hauptkommissar grinste. »Glückwunsch oder Beileid; je nachdem. Dann viel Glück da oben. Und passen Sie auf, dass Sie nicht vom wilden Wolf gebissen werden.«

Die Frauen nickten und betraten das Laufhaus. Sofort fiel ihnen die schwüle Wärme auf, der Geruch nach billigem Parfüm und Räucherkerzen, aber auch nach Nikotin und Schweiß.

Bei dem Gebäude handelte es sich um einen Altbau. Die schweren, hölzernen Stufen sowie das geschwungene Geländer, der Stuck an den hohen Wänden und die kleinen Fenster ließen daran keinen Zweifel aufkommen.

»Früher haben hier mal Leute gewohnt«, murmelte Linda und schaute sich um. »Heute wohnt hier das Laster.«

Sie schlichen die Treppe hinauf. Bis in den ersten Stock ähnelte das Gebäude jeder x-beliebigen

Altbauwohnung, die Conny im Laufe ihrer Dienstjahre betreten hatte. Doch kaum hatten die das Treppenhaus hinter sich gelassen und einen schmalen Flur erreicht, änderte sich dies. Es gab keine einzelnen Wohnungen mehr, sondern nur noch einen einzigen, großen Komplex. Die Zimmertüren waren zu und wie Conny feststellte, auch abgeschlossen. Auf dem Boden lag weicher Teppich, die Wände zierten erotische Malereien. An manchen der Türen hingen Preislisten. *Oral – 30 DM usw.*

»Hier weiß der Freier gleich, was Sache ist.« Linda zeigte auf eine der Listen und kicherte. *»Alle Preise Verhandlungsbasis, las sie, Rabatt bei mehreren Wünschen! Darf es ein bisschen mehr sein?«*

Conny grinste ebenfalls, während sie den Gang entlang schlich, der von roten Deckenlampen nur unzureichend erhellt wurde. Fenster, die zusätzlich Licht hineingelassen hätten, gab es keine.

»Hier scheint alles *sauber* zu sein«, wisperte die Sonderermittlerin. Noch hatte sie keinen Werwolf gesehen. Dafür stieß sie auf eine Treppe am Ende des Flurs, die nachträglich eingebaut worden war und hinauf in den zweiten Stock führte. *Thais* stand auf einem Pfeil, der hinauf zeigte.

»Ein Lude mit viel Ordnungssinn«, flüsterte Linda. Sie überdeckte ihre Nervosität mit Humor. Auch wenn ihr Blick flackerte und die Wangen gerötet waren, wollte sie sich nichts anmerken lassen.

Conny grinste abermals. *Bisher hält sie sich tapfer. Mal sehen, ob es so bleibt, wenn wir den Werwolf sehen.*

Noch ehe sie den Gedanken zu Ende gedacht hatte, erklang aus dem zweiten Stock ein leises Knurren. Linda zuckte zusammen. Sie öffnete den Mund, sagte aber nichts. Doch im Schein des Rotlichts wirkte ihr Gesicht plötzlich käsig weiß.

»Leise«, Conny deutete nach oben, entsicherte ihre Waffe und begann, die Treppe hinauf zu gehen. Sie war modern, bestand aber ebenfalls aus Holz, das zudem mit Teppich belegt worden war.

Lindas Atem beschleunigte sich, während sie Conny folgte. Ihre Hand umklammerte den Griff der Dienstpistole. Schweiß lief ihr über die Stirn. Die Luft wurde stickiger, die Temperatur höher und das Adrenalin jagte nun durch ihre Adern. *Ein Werwolf*, dachte sie dabei. *Meine Güte, das darf doch nicht wahr sein. Und ich bin dabei.*

Sie erreichten das zweite Stockwerk. Conny schob sich vorsichtig in den Gang. Sie musste nicht lange suchen, um zu wissen, wo sich das Biest aufhielt. Wie eine Etage tiefer waren fast alle Türen geschlossen. Nur eine stand offen. Sie war mit roher Gewalt aus den Angeln gerissen worden.

Die Sonderermittlerin legte den Finger auf den Mund und deutete auf den entsprechenden Raum. Linda nickte. Sie schaute grimmig und wild entschlossen.

Gemeinsam gingen sie über den Teppich. Der Duft hatte sich verändert. Es roch nun exotisch-würzig mit

einem Hauch Zimt und Curry. *Ob manche der Frauen in den Zimmern wohnen und kochen?* Conny verwarf den Gedanken wieder. *Vielleicht essen sie etwas von einem Schnellimbiss – wer weiß.*

Neben der defekten Tür kauerten sie nieder. Conny übernahm es, in den Raum zu schauen. Sie sah ein Bett mit weißen Lacken, an der Wand hingen ein paar Dessous, an der Decke ein großer Spiegel.

Ein Waschbecken war ebenso vorhanden wie eine durch einen Vorhang abgeteilte Dusche, ein kleiner TV mit eingebautem Videorecorder und ein paar Kassetten, die um das Gerät verstreut auf dem Boden lagen.

Vor einem schmalen Fenster stand der Werwolf und starrte hinaus auf die Straße. Conny konnte ihn nur von hinten sehen. Sie sah einen langen Schwanz, was an sich seltsam war. Laut Christophs Erzählung besaßen Werwölfe keine Rute. Auch wirkte er kompakter und kleiner als jene, mit denen es ihr Kollege zu tun gehabt hat oder jene, die sie selbst zur Strecke brachte.

Seine Pranken lagen auf den Vorhängen, als wolle er sie abreißen.

»Keine Bewegung«, rief Conny und schob sich in das Zimmer. Sie zielte auf den Gestaltwandler. »Los, verwandele dich zurück.«

Der Werwolf drehte sich. Mit rot glühenden Augen starrte er sie an. Seine Schnauze war langgezogen, seine Ohren spitz. Zottiges Fell hing an ihm herab.

Und doch sah er nicht aus wie jene Werwölfe, die sie kannte. Dieses Wesen war anders. Es war ... *kein Gestaltwandler. Was immer sonst, aber es ist ...*

Das Wolf-Wesen griff an. Mit einem langen Satz jagte es auf die Sonderermittlerin zu. Conny blieb nichts anderes übrig, als zu schießen. Zwei Kugeln hieben in den Leib des Werwolfs, dann war er heran und fegte Conny mit einem Prankenhieb zurück in den Flur. Der Einschlag der Geschosse hatte ihn nicht stoppen können.

Linda stieß einen überraschten Schrei aus, als sie Conny in den Gang purzeln sah. Kurz darauf jagte das Wolf-Wesen aus dem Zimmer, riss die Schnauze auf und brüllte die Polizistin an, ohne aber die Tatze zu heben. Stattdessen stieß sich das Biest ab und hetzte den Flur entlang.

Linda reagierte instinktiv. Sie ließ sich fallen, drehte sich und feuerte. Kugel um Kugel schickte sie der Kreatur nach. Dabei zielte sie auf den Nacken des Wolf-Wesens.

Conny kam nicht mehr dazu, zu feuern. Noch bevor das Biest über die Treppe nach oben in den dritten oder nach unten in den ersten Stock fliehen konnte, zeigten die Schüsse Wirkung. Blut und Fell spritzten, als wieder eine Kugel in seinen Nacken einschlug. Er gab ein lautes Brüllen von sich, das zu einem Röcheln wurde, stolperte nach vorne und prallte gegen die Wand.

Dort sackte er zu Boden. Seine Beine zuckten, sein Schwanz schlug hektisch. Aus dem Röcheln wurde ein Winseln.

Linda sprang auf und eilte mit schussbereiter Waffe zu dem Wolf-Wesen. Neben ihm blieb sie stehen. Sie sah, dass das Biest litt und gegen das Unvermeidliche ankämpfte. Schaumiger, blutiger Speichel troff aus seiner Schnauze, sein Blick flackerte. Die Kreatur hob eine Tatze, um nach Linda zu schlagen.

Noch einmal drückte sie ab. Seitlich hieb die Kugel in das Auge des Wesens, drang dort in den Schädel ein und tötete es in Sekunden. Der Leib entspannte sich.

»Gute Arbeit«, rief Conny. Sie hatte sich aufgerappelt und kam hinzu. Der Schlag mit der Pranke hatte ihr zugesetzt. »Wäre es ein Werwolf, müsste jetzt die Rückverwandlung einsetzen. Aber ich glaube, da warten wir vergebens.«

Sie sollte Recht behalten.

»Hilf mir, das Biest auf den Rücken zu drehen.« Conny bückte sich und griff nach den Schultern. Linda nahm sich die Hüfte vor. Gemeinsam wuchteten sie das Wesen herum. Anschließend benutzte Conny ihr X-Gerät, um ein Foto des Kadavers zu schießen. Sie hatte vor, es jemandem zu zeigen, der quasi als Experte für Werwölfe gelten konnte.

»Gehen wir.«

Im Erdgeschoss trafen sie Paulsen und informierten ihn über den Ablauf des Einsatzes. »Ein Pathologe soll sich den Kadaver ansehen. Am besten gemeinsam mit einem Veterinär. Ich will wissen, mit was wir es zu tun haben«, bat Conny.

Paulsen nickte, bot den Frauen ein Bonbon an und grinste, als sie ablehnten. Anschließend winkte er einem Streifenbeamten, um die Bitte der Sonderermittlerin weiterzugeben.

»Lust, einen Stripclub zu besuchen?«, fragte Conny und schaute zu Linda.

»Einen Stripclub? Ähm – nein, ich stehe nicht so auf nackte Frauen. Das ist nicht so mein Ding, weißt du?«

Conny lachte leise. »Auch dann nicht, wenn er von einem Werwolf geleitet wird und wir den Club aufsuchen, um mehr über das Biest hier zu erfahren?«

»In welche Richtung müssen wir?«, fragte die junge Beamtin sofort. Dabei blitzten ihre Augen abenteuerlustig. Sie hatte endgültig Feuer gefangen. Conny ahnte, dass diese Flamme nicht mehr so einfach zu löschen war.

III

Das *Blue Angel* hatte bereits geöffnet, doch es war kaum etwas los. Auf der Bühne tanzte eine junge Asiatin. Sie war völlig nackt, bewegte sich lasziv zum Takt der Musik und streckte just in dem Moment ihren Unterkörper vor, als Conny zu ihr schaute.

Die Sonderermittlerin schluckte und wandte sich rasch ab. Der kurze Blick hatte ihr gefallen, und genau das

wollte sie *nicht*. Darum konzentrierte sie sich auf den Mann, der hinter dem Tresen stand und Getränke ausschenkte. Die halbnackte Frau, die mit einem Tablett in der Hand darauf wartete, dass er ihr die Gläser reichte, ignorierte sie.

Acht Tische standen in dem Club verteilt, nur zwei waren besetzt. Hinter dem Tresen brannte ein kleines Licht, bunte Strahler leuchteten die Bühne an. Der Rest des Gastraums versank im Halbdunkel.

Der Barkeeper musterte die beiden Frauen mürrisch. Ein böses Grinsen huschte über sein Gesicht. »Unsere Konzession ist in Ordnung, wie beschäftigen keine Minderjährigen und keine Nutten. Was wollt ihr also hier?«

Conny blieb gelassen. »Mit Tom oder Britt sprechen. Sagen Sie ihnen, eine Kollegin von Christoph Schwarz wäre hier.«

»Sie sind nicht da«, erklärte der Mann, während er nach einem Lappen griff und begann, die Theke zu wischen.

»Keine Ahnung, wann sie kommen.«

»Verstehe.« Conny seufzte leise. »Passen Sie auf, Mann – Sie greifen jetzt zum Hörer und rufen Tom an. Sagen Sie ihm, dass eine Kollegin von Christoph Schwarz hier ist und ihn sprechen muss. Sollten Sie sich weigern, werden Sie sehr, sehr viel Ärger bekommen. Erst von mir, dann von Tom.«

Der Barkeeper funkelte Conny an. »Also schön. Aber wenn er sagt, Sie sollen sich zum Teufel scheren, dann machen Sie das. Nur weil Sie ein Bulle sind, können Sie sich nicht alles erlauben.«

Er wandte sich ab und griff nach einem Telefonhörer. Conny konnte sehen, dass er nur zwei Zahlen tippte. War es keine Kurzwahl, hielt sich Tom sehr wohl im Haus auf.

Das Telefonat war kurz. Als sich der Barkeeper wieder umwandte, war er sehr viel freundlicher. »Nehmen Sie an Tisch 8 Platz, hinten in der Ecke. Tom und Britt sind gleich da. Was darf's denn zu trinken sein?«

»Eine Cola«, orderte Conny. Linda nickte und orderte damit das gleiche Getränk. Anschließend wandten sich beide um und gingen zu Tisch 8.

»Nichts für ungut«, murmelte der Barkeeper, als er ihnen persönlich die Getränke brachte. »Alle paar Wochen kommt hier jemand rein und schnüffelt. Drogenfahndung, Finanzamt, Jugendamt, Zoll. Keine Ahnung, was die sich denken.«

»Schon gut«, winkte die Sonderermittlerin ab. »Es hat sich ja nun geklärt.«

Es dauerte nur wenige Minuten, bis Tom und Britt durch eine hinter der Theke gelegenen Tür traten und das Lokal durchmaßten.

»Das ist kein Werwolf«, erklärte der Besitzer des *Blue Angels* sofort, kaum dass ihm Conny nach der Begrüßung das X-Gerät zeigte. Auf dessen Display war der Kadaver des Wolf-Wesens zu erkennen. »Die Augen sind untypisch, die Schnauze sieht nicht so aus, als könne sie sich in einen Mund und in eine Nase

zurück verwandeln.« Er nahm einen Kugelschreiber heraus. »Das Fell ist an den Nüstern dünn genug. Man sieht, dass das alles verknöchert ist. Bei einem Werwolf ist hier Spiel. Außerdem hat er eine voll ausgebildete Rute. Werwölfe haben keinen ... also, ich meine ... keine Rute. Normalerweise nicht. Falls doch, sind es kümmerliche Schwänze.« Er räusperte sich.

»Das haben wir schon vermutet. Die Frage ist also, womit wir es zu tun haben. Irgend eine Idee? Einen Verdacht?«

Beide, sowohl Britt als auch Tom, schüttelten den Kopf. »Tut mir leid,« murmelte die Werwölfin nach ein paar Sekunden. »Aber solch ein Wesen ist uns noch nie untergekommen. Wir können uns gerne umhören.« Sie besah sich noch einmal das Bild. Er ist sehr viel mehr ein Wolf als ein Mensch. Und er bewegte sich auf zwei Beinen?«

»Definitiv«, gab Conny zurück. Er verhielt sich auch ... menschlich.« Sie steckte das X-Gerät wieder ein.

»Nun, danke für die Hilfe. Solltet ihr etwas hören, dann meldet euch.« Conny reichte Tom eine ihrer Visitenkarten.

»Sonderermittlerin des Bundes-Innenministeriums? Ich wusste nicht, dass Christoph mit solch hochrangigen Beamten arbeitet.« Tom grinste dünn.

»Chris und ich waren lange Jahre Partner, dann betrieben wir die Detektei gemeinsam und jetzt habe ich diese Stelle.« Auch Conny lächelte. »Noch mal Ärger mit der SSSK gehabt?«

Beide schüttelten den Kopf. »Keine Spur. Wir haben nichts mehr von denen gehört. Wer weiß, was die jetzt machen. Nun, ich *will* es gar nicht wissen. Am Ende sperren sie mich wieder in einen Käfig. Wer weiß, was mit mir passiert wäre, hätte Chris Schwarz nicht eingegriffen.«

»Ja, wer weiß ...« [...]

Hinweis: Diese Leseprobe wurde dem Roman Christoph Schwarz Band 2/2008 entnommen

Christoph Schwarz Band 3/2008

Das zweite Taschenbuch mit diesmal nur zwei Romanen, wovon der erste etwa die doppelte Länge besitzt, erschien im Mai 2008. Es enthält folgende Bände:

- **Band 38: Aus dem Reich der Schatten**

Tief im Regenwald findet Jaqueline Berger in einer alten Ruine Spuren einer Zivilisation, die von den meisten Wissenschaftlern gelehnt wird. Silbernes Wasser fließt durch einen reich mit alten Schriftzeichen versehenen Raum. Noch während sie die Ruine bestaunt, nimmt ein seltsames Wesen Kontakt zu ihr auf. Es spricht von einer großen Gefahr für die Menschen, und auch für eine ganz bestimmte Frau, die seit Monaten vermisst wird - Carmen Aiello-Schwarz. Tausende von Kilometern entfernt beginnt Nancy Higgins mit der

Erforschung eines Spukhauses, nichts ahnend, dass sich damit ein Kreis schließt ...

- **Band 39: Eine Symphonie des Grauens.**

In Frankfurt häufen sich Selbstmorde junger Menschen. Conny und Linda Zimmermann beginnen mit ihren Ermittlungen und stoßen dabei ausgerechnet auf jenen Club, in dem sie verkehren. Was geschieht im Horror's In? Welche Kräfte wirken dort? Die Antwort ist einmal mehr schockierend und sehr schnell müssen sie alle Hebel in Bewegung setzen, um weitere Todesfälle zu vermeiden ...

Bei Band 38 handelt es sich, wie gesagt um einen Roman mit etwa der doppelten Länge, so dass lediglich zwei Romane enthalten sind. Die Leseprobe enthält die komplette Vorgeschichte.

Leseprobe: Christoph Schwarz Band 3/2008

Vorgeschichte

If, [...] a person would be liable in the United Kingdom for any act done outside the British Islands, he shall not be so liable if the act is one which is authorised to be done by virtue of an authorisation given by the Secretary of State under this section.

[...] "liable in the United Kingdom" means liable under the criminal or civil law of any part of the United Kingdom.

Wenn, [...] eine Person im Vereinigten Königreich für irgendeine Tat zur Verantwortung gezogen werden könnte, die sie außerhalb der britischen Inseln begangen hat, ist sie nicht verantwortlich, wenn die Tat aufgrund einer Autorisation begangen wurde, die sie vom Außenminister erhalten hat.

[...] „verantwortlich im Vereinigten Königreich“ bedeutet verantwortlich im straf- oder zivilrechtlichen Sinne in jedem Teil des Vereinigten Königreichs.

Intelligence Services Act 1994, Abschnitt 7 – Umgangssprachlich ist dies die »Lizenz zum Töten«.

Ähnliche Gesetze gibt es auch in anderen Ländern, ohne dass es im Einzelnen bekannt ist. Von Agenten, denen dieses Recht zugestanden wird, wird nicht direkt erwartet, dass sie in Ausübung eines Auftrags töten. Ihnen wird jedoch in ihrem Land Immunität vor Strafverfolgung gewährt, sollten sie während einer Mission aus ihrer Sicht gezwungen sein, zu töten.

Sri Lanka, 07.06.1999 – 16:30 Uhr

I

Meine Güte, bin ich nass. Jaqueline Berger stöhnte leise, während sie kurz die Augen schloss. Mit ihren Händen strich sie sich über die Arme. *Und dabei haben wir nicht einmal Regenzeit. Warum verschlägt es mich immer wieder in den Regenwald? Ich bin Ägyptologin, ich mag es heiß und trocken. Meistens zumindest ...* Sie blinzelte, um den Schweiß aus den Augen zu bekommen.

Mücken umschwirrten sie, ohne sich aber auf ihr niederzulassen oder zu stechen. Dafür sorgte eine Lotion, die sie auf ihrer Haut verteilt hatte. Es war speziell für solche Gegenden konzipiert worden. Längst waren Regenwälder, Wüsten und Steppen nicht mehr alleine Forschern vorbehalten. In den meisten Ländern konnten abenteuerlustige Touristen einen Trip in die *Wildnis* buchen. Diese gut betuchten Urlauber mochten es selten ursprünglich. *Wildnis* ja, aber bitte bequem und zivilisiert. Abenteurer wie Jaqueline Berger profitierten von diesem Trend, denn sie konnten auf deutlich bessere Hilfsmittel zurückgreifen, als noch ein paar Jahre zuvor.

Sie warf einen Blick auf ihren kleinen Computer. Über das angeschlossene GPS-Modul konnte sie eine exakte Ortsbestimmung vornehmen. Exakter, als es privaten Nutzern möglich war, denn sie verfügte über einen Schlüssel für das PPS-Signal, das militärischen Zwecken vorbehalten blieb. Das für private Nutzung gedachte SPS-Signal arbeitete mit einer künstlichen Ungenauigkeit von 100 Metern. *Noch*, denn damit sollte ab dem Jahr 2000 Schluss sein.

»Wie weit ist es?«, fragte ihr Begleiter Thomas Reed. Er stand hinter Jaqueline und wischte sich den Schweiß mit einem großen Stofftaschentuch ab. Hin und wieder schlug er nach einer der zahlreichen Mücken, die auch ihn umschwirrten. »Ich hoffe, wir sind bald da.«

Der 43-Jährige wirkte demoralisiert mit seiner hageren Gestalt, der zu großen Tropenkleidung und Brille, die ständig beschlagen war. Er trug zwar einen Hut, doch ringsum quoll etwas von seinem Haar hervor. Inzwischen klebte es an der Stirn. Sein müder Gesichtsausdruck tat ein Übriges.



In der Luft lag ein frischer Duft. Unzählig Pflanzen verströmen ihre ganz eigenen Aromen. Nicht weit entfernt suchte sich ein kleiner Fluss murmelnd seinen Weg durch das Unterholz, Vögel zwitscherten und aus dem Dschungel drangen seltsame, kaum zuzuordnende Laute. Es gab Wissenschaftler, die fanden gefallen an diesen Regionen der Erde. Jaqueline kannte zumindest eine Kollegin, die es immer wieder nach Südamerika zog; Patricia Cameron – ihr Schützling während ihrer letzten, großen Schatzsuche, Archäologin und zur Zeit Offizierin der Royal Air Force.

Als sie das letzte Mal mit Patricia sprach, das war im Januar diesen Jahres gewesen, hatte sie ihr noch von ihren Plänen erzählt, ein ruhiges Leben zu führen. Fern von jeder Schatzjagd, fern von Abenteuern in fremden Ländern. *Und jetzt?*, fragte sie sich bitter. *Was mache ich jetzt? Oh, ich bin keine Schatzjägerin mehr; nein. Dafür eine verdammte Agentin. Das, was ich nicht mehr sein wollte. Das, was ich niemals wieder tun wollte. Aber die Geheimdienste lassen einen nicht mehr los.*

»Doktor Berger«, wiederholte Reed. »Wie weit noch? Sie sagten, Sie hätten eine Ahnung, wo sich die Ruinen befinden.«

»Wir müssten in etwa einer halben Stunde vor Ort sein, Doktor Reed.« Sie verkniff sich eine bissige Bemerkung. Ihr Begleiter war kein Archäologe, sondern Physiker und zudem ein Experte, wenn es um Nuklearwaffen ging. Er arbeitete normalerweise in einem Labor in irgendeiner geheimen Einrichtung. Manchmal flog er auch als Experte für Abrüstung mit anderen Wissenschaftlern und Agenten nach Russland, um die

dortigen Abrüstungsbemühungen zu begutachten. Als man ihn jedoch als Mitglied einer Kommission in den Irak hatte schicken wollen, lehnte er dankend ab. *Zu heiß, zu unsicher.* Jaqueline sah es als Ironie des Schicksals, dass er sie nun nach Sri Lanka hatte begleiten *müssen*.

»Eine halbe Stunde noch. Mein Gott – ich sehne mich nach einem kalten Getränk und einem bequemen Stuhl.«

Wer nicht. Jaqueline nahm ihre Machete zur Hand und schwang sie, schlug aber nicht zu. Stattdessen hielt sie inne und lauschte.

»Wa...« Reed sah das rasche Kopfschütteln seiner Begleiterin und schwieg. Auch wenn er nicht verstand, was dies zu bedeuten hatte.

»Leise. Ich höre Schritte«, wisperte Jaqueline nach ein paar Sekunden. Sie schaute sich um, ehe sie nach links deutete. »Dort, unter die großen Äste und dann hinter den Baum. Aber hinterlassen Sie keine Spur, wenn möglich.«

Sie sah den Mann ihrer Aufforderung nachkommen. Noch während Reed hinter den Baum kroch, steckte sie

die Machete sowie den PDA ein und griff stattdessen zu ihrer Pistole. Anschließend folgte sie Reed.

Sie mussten nur wenige Minuten warten, ehe drei Männer jenen Weg entlang kamen, den sie geschlagen hatten.

»Shit«, wisperte Jaqueline, »das sind Tamilen. *Tigers*, um genau zu sein. Die Infanterie der Rebellen.«

»Das kann nicht sein«, zischte Reed aufgeregt. »Die Tamilen halten den Nord-Osten. Wir sind hingegen im Süd-Westen. Das ist nicht ihr Gebiet.«

Die Ex-Schatzjägerin drehte überrascht den Kopf.

»Wollen Sie zu ihnen gehen und ihnen Nachhilfe in Geographie erteilen?«, fragte sie verärgert. »Schauen Sie sich das Emblem auf den Uniformjacken an. Der Tiger ist unverkennbar. Das *sind* aufständische Tamilen. *Liberation Tigers of Tamil Eelam*. So nennen sie sich.«

»Ich weiß. Aber sie haben hier nichts zu suchen.«

Die Agentin nickte. Sie griff in eine kleine Gürteltasche und schraubte einen Schalldämpfer auf. »Der Meinung bin ich auch.«

Es ist eine Urban Legend, dass Schalldämpfer jedes Geräusch eines Schusses schlucken. Zwar wird der Knall, den eine Pistole oder ein Gewehr verursacht, durch ihn gedämpft. Andere Geräusche bleiben. Zum Beispiel der Patronenauswurf und das Nachladen eines Double-Action-Systems oder auch das Geräusch, das ein fallender Körper verursacht. Oder auch der Schrei des Getroffenen, falls er nicht sofort stirbt.

Jaqueline kniff die Lippen zusammen, während sie an ihre *Ausbildung* in Langley dachte. Die CIA hatte sie durch ein komplettes Agententraining gehetzt, damit sie in solchen Situationen wie dieser einen kühlen Kopf behielt.

Im Klartext bedeutete dies, dass man ihr auch das professionelle Töten beigebracht hatte. *Es gibt Momente*, hörte sie die Stimme des Ausbilders in ihrem Kopf widerhallen, *in denen gibt es genau zwei Möglichkeiten – man tötet oder man wird getötet. Wir bilden Sie nicht aus, damit wir Ihnen ein hübsches Begräbnis bezahlen können, sollten Sie bei einem Auftrag eliminiert werden. Wir bilden Sie aus, damit Sie von Ihrem durch die Regierung erteilten Recht Gebrauch machen können, im Zweifelsfall zu überleben – wie auch immer.*

Mit ihrem Einwand, dass sie weder eine echte Agentin noch Amerikanerin sei, hatte sie bei dem Mann keinen Eindruck schinden können. *Ob echte Agentin oder nicht, ob Amerikanerin oder nicht – Sie leben in den USA, Sie arbeiten in den USA, Sie lieben die USA. Und Sie bekommen Geld sowie anderweitige Belohnungen dafür, dass Sie uns hin und wieder zur Verfügung stehen. Wir wollen, dass Sie so gut wie eben möglich gerüstet sind. Physisch sind Sie topfit, Ihr Geschick ist in manchen Kreisen legendär. Nun sorgen wir dafür, dass Sie auch die mentale Stärke besitzen, Ihre Aufträge nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen*

und vor allem – sie auch zu überleben. Also lassen wir für einen Moment das Geschwafel von Menschenrechten, Moral und Humanität beiseite. Oder erwarten Sie, dass Ihr Gegenüber über diese Dinge nachdenkt, wenn er mit einer AK-74 vor Ihnen steht?

»Was tun Sie?«, fragte Reed lauter, als es gut gewesen wäre. Er griff nach Jaquelines Arm, doch die schüttelte ihn unwirsch ab.

Die Rebellen standen am Ende des von ihr geschlagenen Weges durch den Regenwald und schauten sich suchend um. *Sie haben Reed sicherlich gehört und wissen, dass wir in der Nähe sind. Der Teufel soll ihn holen ...*

Sie bewegte sich so leise wie nur möglich hinter dem Baum hervor. Sie konnte die Männer nun deutlicher sehen. Zuvor war ihr lediglich ein kurzer Blick auf die Uniformen und Waffen gelungen. Jetzt aber war es ihr sogar möglich, zwischen den Ästen hindurch auf die *Tigers* zu zielen.

Sie wusste, dass es keine andere Möglichkeit gab. Das, was sie hier in Sri Lanka zu tun hatten, war zu wichtig, um es wegen ein paar verirrter Rebellen aufs Spiel zu setzen. Die Männer nur zu betäuben reichte nicht, mit ihnen zu sprechen erachtete sie als zu riskant. Diese Männer waren von einem tiefen Hass und einem noch tieferen Misstrauen beseelt. Zumal Jaqueline und Reed auf keinen Fall preisgeben durften, weswegen sie in dieses Land gekommen waren.

Wie sie es auch drehte und wendete – es blieb ihr nur eine Möglichkeit. Obwohl sie sich selbst dafür hasste, es tun zu müssen.

Sie kniff die Lippen zusammen und schob jegliche Bedenken beiseite. So, wie man es ihr beigebracht hatte. Mit der Präzision einer ausgebildeten Agentin erschoss sie die Rebellen.

»Mein Gott«, wisperte Reed. »Sie haben sie getötet. Wie konnten Sie das tun, Doktor Berger? Sie haben sie einfach ...« Er schluckte hart.

»Kommen Sie, wir müssen weiter. Aber zuvor schaffe ich die Toten beiseite, falls sie vermisst werden.«

Die Agentin verließ ihr Versteck, trat auf den schmalen Pfad und griff nach der ersten Leiche. *Schwer*, dachte sie. Dennoch gelang es Jaqueline, den Toten in das Gebüsch zu zerren und hinter einem Baum abzulegen.

Während sie dies tat, starrte Reed ins Leere. Hin und wieder bewegten sich seine Lippen, als wollten er etwas sagen, doch kein Laut kam aus seinem Mund.

Erst, als Jaqueline die Spuren ihrer Tat so gut wie möglich beseitigt hatte, räusperte er sich. »Das war brutal. Nein, das war menschenverachtend!«

»Ja, ich weiß«, gab Jaqueline zu. »Und es tut mir auch leid, dass es dazu gekommen ist. Aber anders ging es nicht. Die Männer zu verschonen hätte uns und vor allem die Mission in Gefahr gebracht.«

»Die Mission, die Mission«, regte sich Reed auf. »Was ist eine Mission, wenn dafür Menschen sterben müssen?«

Die Ex-Schatzjägerin schenkte dem Mann einen scharfen Blick. »Wenn unsere Mission scheitert, sind sehr viel mehr Menschen in Gefahr als nur diese drei Rebellen. Seien wir ehrlich – Tigers hier in diesem Gebiet kann im Grunde nur eines bedeuten.«

Reed riss die Augen auf. »Sie wissen von Davy Crockett. *Deswegen* sind sie da. Mein Gott, wie haben sie davon erfahren?«

»Keine Ahnung. Sie zu fragen erschien mir jedoch keine gute Idee zu sein.« Jaqueline wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. *Es wäre auch gut zu wissen, wie ein Offizier der britischen Royal Air Force an eine Davy Crockett-Atomwaffe gelangte, warum er sie nach Sri Lanka brachte und hier in einem Tempel versteckte, den wir nun suchen müssen. Das zählt wohl zu den Mysterien des Lebens.*

Sie schob vorsichtig zwei Äste beiseite. »Wir verzichten darauf, uns einen Weg zu schlagen. Vielleicht befinden sich noch mehr Rebellen in der Nähe. Also los, kommen Sie.«

Der Physiker folgte ihr leise murrend. Das, was er hier erlebte, überstieg zunehmend seinen Horizont. Er hatte nicht in diesen Teil der Welt fliegen wollen. Noch weniger gefiel ihm, dass sie mit Rebellen konfrontiert wurden, die normalerweise auf der entgegengesetzten Seite Sri Lankas operierten.

Mühsam kamen sie voran. »Woher wissen Sie eigentlich, wo sich der Tempel befindet?«, fragte Reed. Es heißt, die Verantwortlichen des MI6 hätten ihn nicht lokalisieren können.«

»Die Verantwortlichen in Vauxhall Cross sind auch keine Schatzjäger und darauf spezialisiert, gewisse Strukturen in einem solch unwegsamem Gebiet auszumachen. Sie beschränkten sich auf Luftaufnahmen, und *das* konnte nicht funktionieren.«

»Welche Informationen haben Sie benutzt?«

»Verschiedene.« *Welche, geht dich nichts an. Schließlich verrate ich nicht das Geheimnis meines Erfolges. Der erste Schritt, sich selbst aus dem Geschäft zu drängen – Betriebsgeheimnisse offenbaren.* Um die Tempelanlage inmitten des Regenwaldes aufspüren zu können, hatte sie sich verschiedene Luftbilder und Satellitenaufnahmen angesehen, war Reisetagebücher und Forschungsberichte von Wissenschaftlern durchgegangen, die Sri Lanka erkundeten und sie hatte mit Buddhisten im Land selbst gesprochen.

Nach drei Monaten waren die Vorbereitungen abgeschlossen gewesen und sie hatte eine sehr genaue Vorstellung davon gehabt, *wo* sich der Tempel befand.

»Genauer geht es nicht?«, beschwerte sich Reed. »Immerhin bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen zu vertrauen. Wenn Sie sich irren, sind wir völlig umsonst durch den Urwald geirrt und haben Menschen getötet.«

»Sie haben niemanden getötet. Und bitte – hören Sie auf, zu wimmern. Mein Job ist es, Sie zu den Ruinen zu bringen und auf Sie aufzupassen, während Sie die

Atomwaffe untersuchen. Die meisten Menschen gehen auf Abstand, wenn sie das Wort *Atomwaffe* nur hören. Wie heißt es so schön? *Eine Atomrakete kann dir den ganzen Tag versauen.*«

»Pah. Diese Waffen sind ungefährlich, so lange sie nicht gezündet werden. Man kann sie sogar auf den Boden werfen, ohne dass etwas passiert. Soll ich es Ihnen später demonstrieren?«

»Nein«, erwiderte Jaqueline. Bei der Vorstellung, Reed könnte einen Nuklearsprengkopf absichtlich zu Boden werfen, lief ihr ein Schauer über den Rücken. Sie hörte den Mann leise kichern und begriff, dass er sie auf den Arm genommen hatte. *Idiot!*

Eine Schlange glitt vor ihnen zwischen den Bäumen hindurch. Die Zweige standen so dicht, dass sie kaum zwischen ihnen hindurch schlüpfen konnten. Doch plötzlich, nachdem sie mehrere Bäume hinter sich gelassen hatten, standen sie vor großen Steinquadern; Reste einer überwucherten Mauer. Der Regenwald hatte sich zurückerobert, was der Mensch ihm einst raubte. Dennoch war die alte Tempelanlage gut zu erkennen. An manchen Stellen erhoben sich kleine Türme, ein Weg war noch auszumachen, der durch eine Lücke in der Mauer ins Innere führte. Ob sich dort einst ein Tor befunden hatte, vermochte Jaqueline nicht zu sagen.

Sie nutzten den Pfad, um in das Innere der Anlage zu gelangen. Dabei bemerkte Jaqueline, dass jemand vor nicht allzu langer Zeit mit einer Machete Pflanzen beiseite geschlagen hatte. Auch entdeckte sie eine Coladose sowie Schokoladenpapier. *Der Offizier der Royal Airforce versteckte die Davy Crockett vor etwa vier Jahren in diesem Tempel.* Sie hob die Dose auf und schaute sich das Verfallsdatum an. *Kein Rost, nur ein paar Insekten, die sich darin ausgebreitet haben – frisch.*

»Doktor Berger!«, rief Reed, der ein paar Schritte gegangen war und nun auf das Innere der Anlage schauen konnte. »Das müssen Sie sehen.«

Noch mehr Rebellen? Nein, die trinken vermutlich keine Cola und werfen die Dosen achtlos in den Wald. Sie ging zu dem Physiker und schaute an ihm vorbei auf einen runden Platz, in dessen Mitte sich eine alte Statue erhob. Doch dies war nicht, was den Wissenschaftler so fasziniert hatte. Er deutete vielmehr auf die acht Zelte, die um dieses Standbild herum errichtet worden waren. Dazu hatte man den Bereich großzügig von Pflanzen befreit.

Jaqueline schaute nach oben. *Jetzt könnte man diesen Ort auch aus der Luft erkennen.* »Das sieht nach dem Beginn einer archäologischen Grabung aus«, murmelte sie leise. Sie konnte niemanden sehen. Dafür hörte sie jedoch Hammerschläge und leise Stimmen, die hinter einer der dicken Mauern des ehemaligen Tempels erklangen.

»Meinen Sie? Keine Touristen?«

»Abenteuer-Urlaub? Nein, eher nicht. Die hätten nicht den Platz von Büschen, Bäumen und Pflanzen

gesäubert.« Sie sah auf der anderen Seite des Platzes mehrere Baumstämme liegen. »Hier waren Arbeiter mit Sägen am Werk. Die Mühe macht sich kein Fremdenführer.«

»Das könnte sein«, gab ihr Reed recht. Er deutete auf einen Steinquader. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich ausruhe und etwas trinke, während Sie mit dem Leiter dieser Ausgrabung sprechen?«

»Nein, bleiben Sie dort sitzen. Aber passen Sie auf, Schlangen mögen es warm. Es kann sein, dass sie auf diesen Steinen liegen und sich die Sonne auf die Haut scheinen lassen. Zumal die Sonne jetzt wieder bis auf den Boden fällt.«

»Oh.« Der Wissenschaftler ging vorsichtig an einen der Quader heran, während Jaqueline den Kopf drehte, um ihren Nacken zu lockern. *Wunderbar. Als hätten wir das gebraucht.* Die *Operation Nationalheld*, wie ihr Einsatz im Hinblick auf *Davy Crockett* genannt wurde, war als Top Secret eingestuft worden. Niemand, vor allem die Regierung von Sri Lanka, wusste von diesem Einsatz. Offiziell war Jaqueline als Archäologin eingereist, um alte Tempelanlagen zu begutachten. Reeds Aufgabe war es laut dieser Lesart, die Radio-Karbon-Datierung von Steinen vorzubereiten; eine Aufgabe für einen Physiker. Alles sollte im Geheimen ablaufen. Rakete in der Tempelanlage suchen, Rakete überprüfen und Rakete an die Küste schaffen, damit sich ein U-Boot der US-Navy des Sprengkopfs annehmen konnte. Mit 23 Kilogramm war die Waffe zwar kein Leichtgewicht, konnte aber dennoch transportiert werden.

Unbemerkt und heimlich hießen die beiden Zauberworte der Mission, und beide konnte Jaqueline

just in diesem Moment abhaken. Eine Statue, Münzen oder Vasen hätte sie aus dem Lager schmuggeln können. Darin besaß sie sehr viel Übung. Aber einen atomaren Sprengkopf, den Reed zuvor auf Vollständigkeit überprüfen musste und den man sich nicht eben in die Tasche stecken durfte – das war völlig ausgeschlossen.

Sie passierte ein Zelt, hob unterwegs ein weiteres Schokoladenpapier auf und seufzte. *Wer verschandelt die Umwelt mit solchem Abfall? Studenten ...*

Jaqueline sah einen Torbogen, der ins Innere des Tempels führte. Künstliches Licht brannte im Inneren, die Stimmen und Geräusche drangen laut und deutlich an ihr Ohr. Jemand lachte, ein anderer rief etwas und eine männliche Stimme, deren Englisch einen deutlichen französischen Akzent aufwies, dozierte über die Vergangenheit Sri Lankas.

Jaqueline schloss die Augen. *Von allen Wissenschaftlern, von allen Archäologen auf der Welt muss es ausgerechnet er sein? Wo ist die nächste Eisenstange?*

Der Zorn, den sie vor Jahren empfunden hatte, kochte plötzlich wieder in ihr auf. Sie erlitt einen Backflash, sah sich selbst wieder in einer kleinen Zelle in Libyen. Sie hörte die Stimme ihres Peinigers, spürte, wie ein Mann mit Gewalt in sie eindrang und glaubte, das Summen von Strom zu hören, der ihre Schamlippen verbrannte. Ihre Knie wurden weich und sie sank kurz zu Boden. *Das ist vorbei, Jack. Komm schon – du hattest eine Therapie und bist durch mit dem Mist.*

Sie gönnte sich ein, zwei Minuten, ehe sie wieder aufstand. Vor allem wirst du dir vor diesem Mistkerl da drinnen keine Schwäche leisten. [...]

Hinweis: Diese Leseprobe wurde dem Roman Christoph Schwarz Band 2/2008 entnommen

Die Schatzjägerin 9 - Der Schädel des Enthaupteten

Neu erschienen in der Reihe „Die Schatzjägerin“ ist Band 9 mit dem Titel „Der Schädel des Enthaupteten.“ Mit ihm nimmt die zweite Staffel der Serie Fahrt auf, denn das Schwert des Erzengels war erst der Beginn eines Abenteuers, das früh Opfer fordert. Hier der Klappentext:

Die Suche nach dem "Schwert des Erzengels" ist abgeschlossen und Patricia glaubt, sich wieder ihren eigenen Aufträgen widmen zu können. Doch diese Hoffnung wird sehr schnell enttäuscht, denn der MI6 wendet sich erneut an sie mit der Bitte, einer dringenden Sache nachzugehen. Und diese scheint in direktem Zusammenhang mit den Ereignissen im Irak zu stehen. Gemeinsam mit ihrer neuen Partnerin macht sich Patricia auf den

Weg nach Bolivien. Dort gerät sie in ein Abenteuer, dessen Ausmaße sie nicht einmal im Entferntesten überblicken kann. Wie einst ihre Lehrmeisterin Jaqueline Berger sieht sie sich plötzlich mit einer Suche konfrontiert, die sie über Monate beschäftigen und in höchste Gefahr bringen wird. Erst jetzt begreift sie, dass das Schwert des Erzengels nur der Auftakt zu etwas viel Größeren war und sie zum Spielball von Mächten wurde, die sie nicht einmal begreift.

„Der Schädel des Enthaupteten“ erschien mit 150 Seiten bei Romantruhe mit der ISBN 978-3940812117 zum Preis von 12,95 Euro. Die Leseprobe enthält den Prolog des Romans.

Leseprobe: Die Schatzjägerin 9

Prolog

Einsatzgebiet/ 17.03.2005 – 21:30 Uhr

Patricia Cameron hielt das Steuer des Lynx AH-7 umklammert, während ihre Maschine durch die Dunkelheit jagte. Mit dem rechten Auge schaute sie durch das Nachtsichtgerät, da sie sich im Einsatz befand und keinesfalls die Lampen des Helikopters einschalten durfte. Mit dem linken Auge musste sie die Instrumente der Maschine beobachten. Kurs, Höhe und all die anderen Details, die für ihre Flugmanöver wichtig waren. Vielen Piloten bereitete es Schwierigkeiten, den Restlichtverstärker zu benutzen, da ihre Augen zwei völlig verschiedene Punkte fokussieren mussten – die nahe Instrumententafel sowie das Terrain unter ihnen.

Regen peitschte gegen das Cockpit, Wind in Sturmstärke zerrte an dem Lynx. Sie hatte den Eindruck, durch die Luft zu tanzen.

Aus den Kopfhörern dröhnte Kampflärm. Schüsse donnerten auf, Leuchtkugeln jagten in den nachtschwarzen Himmel. Hin und wieder schrie jemand gequält auf, ehe Explosionen all die anderen Geräusche überdeckten.

Blitze zuckten auf. Sie brachten das Nachtsichtgerät durcheinander. Für Sekunden sah Patricia im wahrsten Sinne des Wortes *schwarz*, ehe der Bordcomputer eine Anpassung vornehmen konnte.

»Komm zur Air Force, da erlebst du was!«, rief ihr Copilot. Er klammerte sich fest, während Patricia die Maschine in eine enge Kurve zog.

»Wir brauchen Hilfe«, quakte es aus den Kopfhörern. »Wir haben Verluste und Verwundete. Wo bleibt die Luftunterstützung?« Atmosphärische Störungen begleiteten den verzweifelten Hilferuf.

»Sind gleich vor Ort. Wir benötigen eine exakte Positionsangabe«, rief Patricia. Sie wusste, dass sie das Zielgebiet im Grunde erreicht hatten. Doch dieses war groß. *Zu* groß, wollte man eine Gruppe von nur fünf Mann finden und bergen.

Eine rote Leuchtrakete jagte knapp 200 Meter von ihnen entfernt in die Höhe. Sofort erhöhte die Pilotin den Schub, so dass der Lynx auf das Ziel zuhielt. Gleichzeitig reduzierte sie die Höhe.

»Du übernimmst. Ich sammle die Leute ein, dann verschwinden wir hier«, rief sie ihrem Copiloten zu.

Dieser nickte und griff nach dem Steuer, um den Helikopter zu landen. Patricia setzte derweil die Kopfhörer ab und ihren Helm auf. Auf dem Boden, ein paar Meter unter ihnen, flammten zwei Leuchstäbe auf. Sie markierten den Landeplatz.

Schüsse donnerten auf, in der Luft explodierten Geschosse.

»Wir haben nur wenig Zeit. So lange wir stehen, bieten wir ein gutes Ziel.« Der junge Mann stand unter Stress. Sein Blick flackerte etwas, während er zu Patricia schaute.

Diese klopfte ihm auf die Schulter. »Wir schaffen das. Bisher hältst du dich gut, also – keine Angst.« Sie nahm noch einmal das Headset in die Hand, um mit den Soldaten im hinteren Bereich der Maschine zu sprechen. »Türen auf, sobald wir stehen. Wir lassen niemanden zurück, der noch einen Funken Leben in sich hat. Denkt an die Restlichtverstärker«

»Verstanden«, kam es zurück. Patricia wusste, dass der ranghöchste Sanitäter gesprochen hatte. Auch wenn sie die Kampf-Version des Lynx flogen und neben acht Panzerabwehrraketen ebenfalls vier 7,62-Maschinengewehre an Bord hatten, war dies doch eine Rettungsmission.

Sie griff nach ihrem SA80-Gewehr, zog die Jacke zu und entsicherte ihre Waffe. Zum Schluss setzte sie ihr Nachtsichtgerät auf. Ihr Copilot nickte ihr zu – dann berührten die Kufen des Lynx den Boden.

Sofort wurden die Türen aufgestoßen. Patricia sprang ins Freie. Der Wind schnitt scharf in ihr Gesicht, der Regen durchtränkte in Sekunden ihre Uniform. Schmatzende Laute entstanden bei jedem ihrer Schritte auf dem schlammigen Untergrund. Deutlich konnte sie die Kameraden der Spezialeinheit sehen. Zwei von ihnen krümmten sich vor Schmerzen, einer lag reglos und zwei hielten die Stellung.

»Mission abbrechen und rein in die Maschine«, brüllte Patricia. In der Ferne blitzte Mündungsfeuer auf. Sie warf sich in den Dreck. Selbst mit Restlichtverstärker war der Feind nicht auszumachen. Daher

blieb ihr nur, blind in jene Richtung zu schießen, in der sie die Gegner vermutete.

Hinter ihr eilten Sanitäter durch den Matsch. Sie gingen neben den Verletzten in die Knie und begannen, diese zu versorgen.

»Los«, brüllte Patricia erneut, »in die Maschine habe ich gesagt. Los, los, Abmarsch Soldaten, und zwar schnell.« Sie hasste es, wenn ihre Befehle nicht sofort umgesetzt wurden. Auch wenn die Männer der Spezialeinheit besser für solche Feindkontakte ausgebildet worden waren, als sie. Doch die Mission war seitens der Einsatzleitung abgebrochen worden. Nun hatte sie das Kommando, denn sie musste die Leute nach Hause bringen.

»Wir sollten den Feind beschäftigen, bis die Sanitäter ...«, erwiderte einer der Soldaten, wurde aber unterbrochen.

»Sie setzen sich jetzt sofort in Bewegung, oder ich reiße Ihnen den Arsch auf«, brüllte die Offizierin.

Endlich hatten die Männer begriffen. Sie verließen ihre Position und hetzten geduckt zu dem Helikopter.



»Wir haben einen Toten und zwei Verletzte. Sollten wir den Gefallenen bergen?«, fragte einer der Sanitäter. »Wir müssten mit der Trage zurückkommen.«

»Ja, wir nehmen ihn mit.« Wieder wurde auf die Gruppe geschossen. Eine Granate jagte in ihre Richtung, ging aber nieder, ehe sie jemanden gefährden konnte. »Los, beeilt euch.«

Plötzlich war Patricia allein. Die Sanitäter schleppten die Verwundeten zum Lynx, die Männer der Spezialabteilung saßen bereits darinnen.

Obwohl es die Schottin nicht für möglich gehalten hatte, wurde der Regen noch einmal stärker. Schwere, kalte Tropfen prasselten auf sie nieder.

Zwei der Sanitäter kehrten zurück. In aller Eile legten sie den gefallenen Kameraden auf die Trage und trugen diese davon.

Eine letzte Salve schickte Patricia den Gegnern entgegen, dann sprang sie auf und lief geduckt zu der Maschine.

»Alles drin?«, brüllte sie ihrem Copiloten zu. Dieser schaute nach hinten, zögerte kurz und nickte dann.

Erst jetzt kletterte Patricia in die Kanzel, schloss die Tür und bedeutete dem jungen Mann, zu starten. Ohne zu zögern kam dieser der Anordnung nach. Der Lynx jagte in die Luft, drehte sich dabei und nahm Kurs auf die Basis.

Über ihnen donnerten Jets hinweg. Kurz darauf detonierten Luft-Boden-Raketen, als die Piloten die Stellung des Feindes unter Beschuss nahmen.

Patricia übernahm wieder das Steuer. Der stärker gewordene Regen in Verbindung mit den Sturmböen verwandelten auch den Rückflug in einen wilden, unwillkürlichen Tanz. Mehrfach ruckte der Lynx seitlich davon oder sackte ab.

»Basis voraus«, rief ihr Copilot zufrieden. »Wir haben es gleich geschafft.« Er grinste Patricia an, doch diese erwiderte nichts. Sobald die Kufen der Maschine festen Grund berührten, würde sie seine Freude teilen.

Noch einmal wurde es knifflig, als eine besonders heftige Böe die Maschine erfasste und niederdrückte. Es kostete Patricia all ihr Geschick, den Helikopter in der Luft zu halten.

Schließlich setzte der Lynx auf. Um ihn herum war die Nacht taghell erleuchtet, aus dem Lazarett eilten Ärzte herbei.

Patricia deaktivierte die Maschinen und entspannte sich. »Ladies und Gentlemen, im Namen der gesamten Crew bedanke ich mich, dass Sie mit Royal Air Force Flug LX-958-R geflogen sind. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.«

Sie stieß die Tür auf und stieg aus. Ärzte waren in die Maschine geklettert. Doch eine Durchsage ließ sie wie all die anderen Soldaten des Stützpunktes innehalten.

»Die Übung ist beendet, alle Teilnehmer in den Konferenzraum 1 zu einer ersten Nachbesprechung.«

Auch der Tote erhob sich, grinste schwach, als jemand von einem Wunder *oder* einem Zombie sprach, und verließ den Helikopter.

Patricia wartete, bis die Wartungsscrew den Landeplatz erreicht hatte. »Auf dem Rückflug hatten wir laut Instrumente einen Druckabfall in einer der Ölleitungen. Checkt das bitte.«

»Sicher«, bestätigte ein Warrent Officer.

Die Offizierin nickte ihm zu, dann lief sie völlig verdreht zu Konferenzraum 1. *Es ist nicht meine Schuld, wenn die Sitze gereinigt werden müssen. Sie hätten uns Zeit zum Duschen lassen sollen.*

*

Was für ein Einsatz, dachte Patricia, während sie im Offizierscasino einen Drink nahm. Für sie war es der letzte Abend auf der Basis. Sie hatte freiwillig an dieser Übung teilgenommen. Zum einen, weil ihr das Manöver spannend erschienen war, zum anderen hatte sie nun ihre Pflicht an Manöverstunden absolviert. Dies war besser, als für ein paar Tage zu einer Reserveübung einberufen zu werden.

Zufrieden mit sich und dem Ergebnis dieses Einsatzes leerte sie das Glas. Das Spezialkommando hatte nicht so gut abgeschnitten. Zwei Verletzte und ein Toter waren zu viel. Patricia wusste nicht, warum die Mission am Ende gescheitert war. Um dies zu erfahren hätte sie bei der Einsatzbesprechung anwesend sein müssen, die *nach* dem allgemeinen Debriefing abgehalten worden war. Doch dazu hatte ihr die Lust gefehlt. Nachdem die Crew des Lynx gelobt worden war, hatte man sie entlassen – in Richtung Dusche, damit sie wieder wie Angehörige der Royal Air Force aussahen, nicht wie Maulwürfe.

Anschließend hatte Patricia eine Kleinigkeit gegessen und ihre Tasche gepackt. Ihre Papiere waren bereits unterzeichnet, um Mitternacht gehörte sie wieder zu den Zivilisten. Und doch, obwohl sie als Schatzjägerin oft in brenzlige Situationen geriet, waren Einsätze der RAF etwas Besonderes. Sie genoss es, im Cockpit eines Lynx zu sitzen und all ihr Können unter Beweis zu stellen. Während ihrer aktiven Zeit hatte sie hart mit sich gerungen, ob sie ihren Abschied einreichen und zur Archäologie zurückkehren sollte, oder ob es für sie besser sei, der Luftwaffe treu zu bleiben. An Abenden wie diesen fragte sie sich, ob sie einst die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Doch dieses Gefühl hielt meist nur so lange an, bis sie ihr Büro auf Cameron House betrat, den Geol sah und sich auf eine neue Mission vorbereitete.

»Darf ich mich setzen?«, riss sie eine junge, männliche Stimme aus ihren Gedanken. Patricia schaute auf und erkannten ihren Copiloten. Anders als sie würde er noch weitaus länger an dieser Übung teilnehmen – um anschließend in den Irak versetzt zu werden.

»Bitte.« Die Schatzjägerin vollführte eine einladende Geste. Anschließend hob sie die Hand, um auf diese Weise einen weiteren Drink zu bestellen. »Gute Arbeit heute.«

Der Pilot Officer errötete leicht. »Das Kompliment gebe ich gerne zurück. Schon beeindruckend, wie du mit der Maschine umgegangen bist. Ich habe einige Piloten gesehen, aber keiner war derart kaltblütig wie du.«

Patricia erwiderte nichts. Sie erschien nur deshalb kaltblütig, weil sie keine Angst empfinden konnte. Selbst in höchster Not blieb sie ruhig. Dies konnte sowohl nützlich als auch gefährlich sein, denn Angst war eine natürliche Alarmanlage. Warum es ihr nicht möglich war, Furcht zu empfinden, wusste niemand so genau. Die Ärzte gingen von einem *Geburtsfehler* aus, Psychologen tippten hingegen auf Störung, entstanden durch verdrängte oder unterdrückte Erlebnisse in der Kindheit. Doch darauf, so argwöhnte Patricia, tippten Psychologen *immer*.

»Du hast bereits deinen Marschbefehl für Basra?«, wechselte die Schatzjägerin das Thema.

»Ja, gestern erhalten. Nach dem Manöver geht es los.«

»Grüße Pilot Officer Denwick von mir. Er ist ein guter Pilot, ich hatte vor ein paar Monaten das Vergnügen, mit ihm zu arbeiten.«

»Danke, werde ich ausrichten. Und deine Zeit ist zu Ende?«

»Ab Mitternacht endet für mich das kleine Abenteuer hier. Darum ist das mein letzter Drink, dann gehe ich in mein Quartier und schlafe mich aus.«

Der junge Mann lächelte, sagte aber nichts mehr. Es gab nicht viel, worüber sie hätten sprechen können. Nicht einmal über ihren Einsatz im Irak, denn das, was sie dort getan hatte, war als *Top Secret* klassifiziert worden.

Ein paar Minuten schwiegen sie und lauschten der Musik, die aus den Lautsprechern einer Jukebox dröhnte. In der Luft hing ein Gemisch aus verbrauchter Luft, kaltem Rauch und Alkohol.

Patricia schaute gerade zur Tür des Offizierscasinos, als diese aufgestoßen wurde und ein junger Soldat eintrat. Er schaute sich kurz um. Laut den Rangabzeichen handelte es sich bei ihm um einen Unteroffizier, so dass er diesen Raum nicht hätte betreten dürfen – es sein denn, dies geschah aus dienstlichen Gründen.

Dies war hier der Fall.

Der Blick des Soldaten schweifte umher, ehe er Patricia entdeckte und eilig zu ihr ging. »Eine Nachricht für

Flight Lieutenant Cameron.« Er überprüfte den Namen auf dem Schild an Patricias Uniform, ehe er ihr einen schmalen Briefumschlag reichte.

»Danke«, murmelte die Offizierin, während sie das Schreiben entgegennahm. Mit einem unguuten Gefühl riss sie den Umschlag auf und entnahm ihm ein Fax.

Flight Lieutenant Cameron,

bitte finden Sie sich am 18.03.2005 um zehn Uhr in meinem Büro in Vauxhall Cross ein. Betrachten Sie sich bis zu diesem Treffen weiterhin im Dienst der Royal Air Force, vorläufig versetzt zum MI6. Ihr Kommandant vor Ort wurde bereits informiert, ihre Rückstufung in die Reserve außer Kraft gesetzt.

Ich freue mich auf dieses Treffen.

P.

Patricia starrte das Fax an. *Das darf doch nicht wahr sein*, schoss es ihr durch den Kopf. *Ich dachte, wir hätten eine Abmachung. Ich suche für den Secret Service das Schwert, dafür lassen sie mich im Anschluss vom Haken.*

Sie leerte verärgert ihr Glas. *Man darf sich einfach nicht mit diesen Leuten einlassen. Gerät man einmal in deren Hände, hat man schon verloren. Elende ...*

Sie wusste, wer das Schreiben unterzeichnet hatte. *Agent Powell*, der sehr viel mehr als nur ein Agent war. Schließlich hatte er die Macht, sie nach seinem Gutdünken in den aktiven Dienst zu beordern. Sie nahm daher an, dass er in der Hierarchie des MI6 recht weit oben stand. Wie sich dies damit vereinbaren ließ, dass er sie gemeinsam mit seinem Kollegen auf Cameron House aufgesucht hatte, vermochte sie nicht zu sagen.

Ich freue mich auf dieses Treffen, dachte die Schatzjägerin bitter. *Ganz schön zynisch, wo er doch weiß, wie ungern ich für ihn und den Secret Service gearbeitet habe.*

»Schlechte Nachrichten?«, fragte ihr Copilot vorsichtig.

»Kann man wohl sagen. Ich gebe dir einen guten Rat – wenn du jemals mit dem Secret Service zu tun hast, dann nimm die Beine in die Hand und lauf. Sie kleben an dir wie Teer. Man wird sie einfach nicht mehr los. Zumal sie immer am längeren Hebel sitzen.«

Hinweis: Diese Leseprobe wurde dem Roman Die Schatzjägerin 9 – Der Schädel des Enthaupteten entnommen

Geister-Schocker Band 63 - Der Zirkel des Todes

Im April erscheint ein weiterer Geister-Schocker von L. mir. Diesmal ist jedoch nicht die Vampirin Patricia McPherson die Hauptperson, sondern Lord Becket aus London, der sich mit dem Übersinnlichen befasst. Angesiedelt ist der Roman im Jahr 1895. Ich habe versucht, mit dem Roman ein wenig den Geist von Holmes einzufangen, gleichwohl aber ein wenig trockenen Humor und Übersinnliches einfließen zu lassen.

Ob die Mischung stimmt, haben die Leser zu entscheiden. Sicher ist bereits, dass es gegen Ende des Jahres einen Sonderband mit diesem Protagonisten geben wird. Und auch eine Novелlette aus dieser Welt hat bereits ihren Weg zum Verlag gefunden.

Hier der Klappentext:

Grauensvolle Morde geschehen in London. Frauen werden aufgefunden, bestialisch abgeschlachtet. Ist der Ripper wieder am Werk? Oder macht ein Nachahmungstäter die Stadt unsicher? Während Inspektor Featherline glaubt, es mit dem alten Schrecken zu tun zu haben, gehen meine Gedanken in eine andere Richtung. Die Leichen wurden stets auf die selbe, makabre Art verstümmelt. Und Honig goss der Ripper seinen Opfern nie in den Mund. Auf mich, Lord Becket, wirkt all das wie ein Ritual. Aber welches? Aus den Kolonien kommen unzählige Riten und Bräuche. Oder ist gar etwas Teuflisches am Werk?

Leseprobe: Geisterschocker Band 63 – Der Zirkel des Todes

29. Mai 1895 – London

»Was tun Sie, Sir? Kann ich Ihnen dabei behilflich sein? Oder möchten Sie lieber ungestört bleiben?«

Die Stimme meines Assistenten riss mich aus meinen Gedanken. Unwillig winkte ich ab. »Räumen Sie das Büro auf, aber tun Sie es bitte leise. Ich möchte einen Brief an den armen Oscar verfassen. Das Gericht hat ihn zu zwei Jahren körperlicher Zwangsarbeit verurteilt. Was für eine Schande. Einen brillanten Schriftsteller wie ihn derart zu erniedrigen und sein Talent zu vergeuden. Wenn Sie ihn schon für schuldig befinden müssen, hätten Sie ihn zu zwei Jahren Zwangsschreiben verurteilen sollen.«

»Nun«, erwiderte Frederic, »Mister Wilde war schuldig. Daran ließ er selbst keinen Zweifel. War er sich dessen nicht bewusst, als er seine Taten beging?«

»Er ist eines Verbrechens schuldig, welches keines sein sollte. Lesen Sie seine Verteidigungsrede aus dem zweiten Prozess, Frederic. Nun, wir werden es nicht ändern können. Wenn das Gericht entschieden hat, so hat es entschieden. Dennoch werde ich ihm schreiben und Trost zusprechen. Dies ist das Mindeste.«

»Sie sollten es nicht tun«, ließ sich eine sonore Stimme vernehmen. Überrascht schaute ich hinüber zur Tür. Dort stand, in all seiner Pracht, Inspektor Featherline. Groß, dick und mit einem grauen Bart, der sein Gesicht umwucherte. Selten gab es einen Polizeibeamten seines Formats. Und dies, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, bezieht sich auf seine äußere Erscheinung. Was seine beruflichen Erfolge anbelangte, so gingen die Meinungen weit auseinander. Während er in seinen Augen der größte Ermittler des Empires war, sah ihn der Rest als Mittelmaß. Wenn überhaupt ...

»Kommen Sie näher, Inspektor. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, warum ich meinem lieben Freund

keinen Brief zukommen lassen soll. Und anschließend würde mich interessieren, was Sie an diesem wunderbaren Tag in meine Räume führt.« Ich wandte mich an meinen Assistenten. »Schenken Sie Inspektor Featherline doch bitte einen Sherry aus. Auch wenn der Tag noch jung ist sieht er aus, als wüsste er einen Drink zu schätzen.«

»Danke, Becket«, gab der Polizeibeamte zurück. »Nun, Sie wissen, warum man Ihren Freund Oscar Wilde verurteilt hat?«

»Sicherlich. Man warf ihm homosexuelle Umtriebe vor. Er liebte Bosie und dies war ein Verbrechen. Zumindest laut dem Gesetz.«

»Eben. Wissen Sie, dass man bereits über Sie redet?« Die Augen des Beamten verengten sich. »Es heißt, Sie und er seien mehr als nur ... Freunde gewesen. Sie verstehen, worauf ich hinaus will.«

»Ah. Der Mob hat seine Sensation und verlangt nach mehr. Einmal Blut geleckt, möchte er nun die Bloßstellungen ein wenig in die Länge ziehen. Nun, wie viele Liebschaften mit Frauen unterstellte man mir allein in diesem Jahr?«

»Es waren neun«, gab meine Assistent zurück. »Davon zwei Prostituierte, zwei bekannte Schauspielerinnen und der Rest Töchter aus gutem Hause.«

»Nein«, rief ich in gespielter Entrüstung. »Neun Liebschaften! Dabei haben wir erst Mai. Mein lieber Featherline, wann bitte soll ich bei neun Geliebten in fünf Monaten Zeit für homosexuelle Umtriebe haben? Auch ich bin *nur* ein Mann, wie ich fürchte.«

Der Inspektor verzog den Mund, während er den Sherry annahm und in einem Zug leerte. »Man sollte nicht meinen, dass man eine Lordschaft vor sich hat. Ihre losen Reden und Ihr sorgloses Auftreten wird nur durch Ihre Können in gewissen Bereichen übertroffen.« Sofort merkte ich auf. »Richtig, ich bin ein Lord. Frederic – ab sofort sprechen Sie mich mit *Eure*

Lordschaft an. Und unterlassen Sie bitte künftig jedes Grinsen oder Lachen. Wir leben in diesen Räumen nun streng nach dem Motto unserer Queen. *We are not amused!*«

»Wie Sie wünschen, Euer Lordschaft.« Frederic wandte sich ab, um sein breites Grinsen zu verbergen. Er genoss es, Zeuge dieser kleinen Geplänkel zu werden.

»Und nun, mein lieber Featherline, kommen wir zum Grund Ihres Besuches. Sie sind nicht gekommen, um mich wegen meiner homosexuellen Beziehung zu Oscar Wilde zu verhaften. Dies war nur der Aufhänger, sich bemerkbar zu machen. Also, was belastet Sie?«

»Jack ist zurück.« Die Stimme des Beamten glich einem Flüstern, während er dies sagte. Einem sehr tiefen Flüstern. Grabesstimme, möchte man es nennen.

»Jack?«, fragte ich mit einem amüsierten Lächeln. »Sie sprechen doch nicht etwa von Jack the Ripper. Oder doch?«

»Von wem sonst. Er ist wieder da, Becket.«

»Euer Lordschaft«, erinnerte ich ihn, aber er winkte nur ab.

»Lassen Sie das, Mann. Sehen Sie nicht, wie sehr mich die Sache mitnimmt? So viele Jahre war Ruhe und nun ...«

»Abgesehen davon, dass ich es für völlig ausgeschlossen halte, dass Jack the Ripper wieder mordet – wie kommen Sie darauf?«

»Warum halten Sie es für ausgeschlossen?«, wollte Featherline wissen. »Glauben Sie, den Täter zu kennen«

»Nun, wie jeder Bürger dieser Stadt habe ich eine Theorie, wer die Morde begangen hat. Die Beziehungen der Opfer untereinander, die seltsame Tötungsmethode und auch das plötzliche Ende der Taten ließ mich auf Gull schließen. Den Leibarzt der königlichen Familie.«

»Gull war zu alt. Vor allem litt er unter den Folgen eines Schlaganfalls. Wie hätte er die Morde begehen sollen?«

»Er war sehr rüstig für sein Alter. Und was die Folgen angeht ... Nun, er könnte sie übertrieben dargestellt haben. Seinen Tod im Jahr 1890 allerdings wird er nicht *übertrieben dargestellt* haben. Daher schließe ich, dass Jack *unmöglich* zurückgekehrt sein kann.«

Featherline sprang auf. »Kommen Sie. Kommen Sie, Becket. Ich werde Ihnen zeigen, was heute morgen geschehen ist. Und *dann* werden Sie mir Ihre Meinung noch einmal darlegen.«

Er stürmte aus dem Raum. »Frederic – bringen Sie den Raum in Ordnung und kaufen Sie neues Papier und Tinte. Ich gedenke, einige meiner Fälle zu Papier zu bringen. Es könnte interessant sein.«

Mein Assistent nickte. Doch dann eilte er mir nach.

»Warum kommt der Inspektor zu Ihnen, wenn es um

einen Mordfall geht? Er weiß doch, dass wir uns nur mit übersinnlichen oder scheinbar übersinnlichen Fällen befassen. Nicht mit dem profanen Verbrechen.«

»Das ist eine gute Frage, Frederic. Vielleicht werde ich es erfahren. Bitte erledigen Sie die Besorgungen.«

Damit griff ich nach meinem Hut, eilte die Treppe hinab und aus der massiven Eichentür hinaus. Der Inspektor wartete bereits in einer Kutsche der Polizei auf mich. Meine Geschäftsräume, die auch mit meinen privaten Räumen in London identisch waren, lagen zu dieser Zeit in Westminster und dort im Stadtteil Mayfair. Nicht etwa in Marylebone, wie die Räume eines fiktiven Detektivs.

Das Haus, in dem sich meine Unterkunft befand, gehörte wie sehr viele in Mayfair der Familie Grosvenor. Ein glücklicher Umstand versetzte mich zu Beginn meiner Tätigkeit in die Lage, den Grosvenors behilflich zu sein. Als Dank fiel die Pacht für die Räume erfreulich niedrig aus. Geld zu haben bedeutet schließlich nicht, es in verschwenderischer Weise ausgeben zu müssen.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich Featherline, während die Kutsche durch die Straßen rollte. Der Polizist griff in die Innentasche seiner Jacke und förderte eine in einer Lederhülle steckende Flasche hervor. Schon als er den Deckel aufschraubte, durchzog ein scharfer Duft das Innere der Kutsche.

»In das Leichenschauhaus im East End.« Er reichte mir die Flasche. »Nehmen Sie. Es ist guter, schottischer Malt. Sie werden ihn brauchen. Besser, er wirkt schon wenn wir unser Ziel erreichen.«

Mit einem unguuten Gefühl nahm ich sein Angebot an. Doch wieder einmal hatte er übertrieben.

Es war kein *guter* Malt.

*

»Was für ein Mistkerl tut so etwas? Können Sie mir das sagen? Was für ein dreckiger

Mistkerl ist zu solch einer Tat fähig?«

Die Stimme des Helfers, der uns im Leichenschauhaus begrüßte, klang keifend. Der arme Kerl hinkte. Zudem hing seine linke Schulter etwas hinab. Offenbar hatte er früh einen Unfall erlitten, der ihn auf diese Weise entstellte.

»Wenn wir das wüssten«, gab Featherline schroff zurück, »dann bräuchten wir uns diese Schweinerei nicht noch einmal anzusehen. Wir sind Ermittler, keine Hellseher.«

»Schon gut, schon gut«, murmelte der Helfer und ging weiter.

»Schwachkopf«, zischte der Inspektor hinter seinem Rücken. Das kurze Innehalten des Mannes zeigte jedoch, dass er den Polizisten sehr gut verstanden hatte.



Wir gingen durch den finsternen, kalten Gang des Leichenschauhauses. Einen Gang, den ich liebend gerne niemals wieder betreten hätte.

Er mündete in eine Halle. Mehrere Tische standen hier nebeneinander. Auf allen lagen Tote, bedeckt mit schmutzigen Laken. Der Gestank, der in der Luft klebte, ließ einen bereits würgen. Obgleich die Halle unter der Erde lag und auch im Sommer etwas Kühle erfuhr, sammelten sich hier oft Insekten. Nun, Ende Mai, war es noch nicht so schlimm. Doch spätestens im Juli würde es eine Plage sein, hier unten zu arbeiten.

In einem großen, meist offen stehenden Schrank lagerten die Instrumente des Polizeiarztes sowie der Pathologen, die hier das Sagen hatten. Hin und wieder traf man auch auf Studenten, doch an jenem Tag waren nur Helfer und Mediziner bei der Arbeit.

»Tisch Fünf«, erklärte der Hinkende, während er uns durch die Halle führte. Er sagte es voller Abscheu. Gleichzeitig klang es, als wolle er uns einen Platz in einem Restaurant anbieten.

»Wo ist der Polizeiarzt?«, schnarrte Featherline. »Ich hoffe, er hat den Bericht fertig.«

»Sicher«, nickte der Helfer ergeben. »Liegt bereit. Es ist wie damals. Verstehen Sie? Genau wie damals.«

Kurz darauf standen wir vor der abgedeckten Leiche. Der Inspektor schaute mich fragend an, sah mein Nicken und zog mit einem Ruck das Laken zur Seite.

»Oh«, entfuhr es mir. Diesmal hatte Featherline leider nicht übertrieben, denn was wir sahen war starker Tobak.

Die Frau war etwa zwanzig Jahre alt. Sie musste einst hübsch gewesen sein, doch das Leben hatte ihre Spuren bereits in ihren Zügen hinterlassen. Eine Gefallene, wie mir schien. Weiße Haut, rote Haare, die Brüste noch fest und voll. Ihr Leib zeigte einen tiefen Einschnitt, ausgehend vom Brustbein bis hinab zur Scham. Doch auch unter den Brüsten befand sich ein Einschnitt.

Neben der Toten lagen einige Organe. Die Nieren, die Leber und die Milz. Selbst die Lungen hatte man ihr entnommen. [...]

Ausschreibung: 1. Romanprojekt des Geisterspiegels

Die Ausschreibung für 2009 richtet sich an Autoren, die bisher Kurzgeschichten, jedoch keine Romane veröffentlicht haben, dies aber gerne tun würden.

Hier die Regeln der Ausschreibung:

(Abschrift:- Der maßgebliche Originaltext findet sich unter: <http://www.geisterspiegel.de/romanausschreibung.html>)



Thematik:

Fantastik in all ihren Ausprägungen. Ob Science Fiction, Horror, Fantasy, Dark Fiction oder ein Crossover bleibt den Autoren überlassen. Der Roman richtet sich an erwachsene Leser.

Länge:

Der fertige Roman sollte eine Länge von 380.000 bis 480.000 Anschläge haben, also Zeichen inklusive Leerzeichen.

Wer darf teilnehmen:

Volljährige Nachwuchsautoren, die bereits Kurzgeschichten veröffentlicht, jedoch noch keine Romanveröffentlichung vorzuweisen haben.

Ablauf:

Autoren, die an der Ausschreibung teilnehmen, schicken eine Kurzvita samt Bibliographie, ein Exposé mit aussagekräftiger Inhaltsangabe (keine Klappentexte, keine Werbetexte, keine Teaser) sowie eine Textprobe von 20 Normseiten bis 31.08.2008 an g.arentzen@geisterspiegel.de

Durch mehrere Auswahlverfahren wird innerhalb der Redaktion des Geisterspiegels der Sieger bis Ende September 2008 ermittelt.

Der Gewinner erhält bis Ende Februar 2009 Zeit, das Manuskript fertigzustellen.

Die Redaktion des Geisterspiegels lektoriert das Manuskript, ehe es im Juni 2009 beim Persimplex Verlag als Roman erscheint.

Rechtliches:

Der Verleger des Persimplex Verlages sponsort dem Gewinner einen Autorenvertrag.

Pro Autor darf nur ein Manuskript eingeschickt werden.

Ausgeschlossene Manuskripte:

Es gibt Themen, die sind von vornherein ausgeschlossen.

Fan-Fiction, DSA etc.

Kinderbücher

Mehrteilige Romane

Klone bekannter Romane/Plagiate

Keine Zusammenstellungen mehrere Kurzgeschichten/Novellen

Tipps:

Wir suchen frische Ideen, keine x-te Wiederholung von bekannten Themen.

Die Manuskripte dürfen deutlich geschrieben sein, sowohl was Erotik als auch Gewalt betrifft. Jedoch keine Pornographie, keine Gewaltverherrlichung.

Manuskripte, die in der 2. Person verfasst sind, haben keine Chance.

Eine hohe Fehlerrate führt zu einer raschen Ablehnung.

Je früher Manuskripte eintreffen, umso besser.

Wir wünschen allen Teilnehmern viel Spaß und viel Glück. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen!

Meinung/ Rezensionen

Shadow Dead Riot



Shadow Dead Riot

Shadow: Dead Riot

USA 2006, Savoy Film, Sunfilm Entertainment

Darsteller: Nina Hodoruk, Carla Green, Tony Todd, Andrea Langis u.a.

Regie: Derek Wan

FSK KJ, ca. 85 Minuten, Horror/Action

Sprache: Englisch Dolby Digital 5.1 Deutsch Dolby Digital 5.1

Bildformat: 1:2,35 (16:9)

Specials: Grindhouse-Trailer

ASIN: B0014BDQVY, 15.95 (Amazon)

Shadow, ein von Satanismus getriebener Serienkiller, sieht seinem Ende entgegen, denn seine Exekution ist nah. Doch bevor er den letzten Gang antritt, um anschließend abzutreten, führt er ein letztes Ritual durch, um sich auf den Moment seines Todes vorzubereiten. Und wirklich stirbt er mit einem Knalleffekt, denn kaum fließt das Gift durch seinen Körper, explodiert dieser. Sein Blut fließt in die Gefängnismauern, der Henker übergibt sich und unter den Gefangenen bricht ein Aufstand aus, der blutig niedergeschlagen wird. Um all das zu vertuschen werden die Leichen samt explodiertem Shadow auf dem Gelände in einem eilig ausgehobenen Massengrab verscharrt.

Zwanzig Jahre später hat sich das Gefängnis gewandelt, denn nun sitzen Frauen ein. Es herrscht das ganz normale Knastleben, obgleich es sich doch um einen

Modellversuch handelt, bei dem körperliche Arbeit und milde Bestrafungen im Vordergrund stehen.

Etwas, das Solitaire nicht sonderlich beeindruckt. Sie geht ihren eigenen Weg, der sie unversehens in Schwierigkeiten bringt. Doch das wirklich schlimme ist nicht die Knast-Queen, die es auf sie abgesehen hat und auch nicht die lesbische Wärterin. Ihr Problem ist Shadow, denn dessen Geist klebt noch immer in den Mauern des Gefängnisses. Als dann das Blut einer Insassin auf den Rasen tropft und von dort das Massengrab erreicht, beginnt das Grauen. Denn das, was sich aus dem Boden buddelt ist alles andere als freundlich ...

Zwiesgespräch zwischen dem Regisseur des Films und seinem Assistenten:

R: „Haben wir alles?“

A: „Wir haben einen Satanisten der explodiert, Blut in den Wänden, nackte Frauen, Visionen und Zombies, ein bisschen Sex, sämtliche Klischees, die man auftreiben kann und alles hübsch mit Gore-Szenen zu einem grauen Brei vermischt.“

R: „Scheiße. Aber besser wird es nicht – geben wir den Film frei und hoffen, dass da draußen in der weiten Welt jemanden gibt, dem dieses Machwerk gefällt. Manche sind hart gesotten, die schauen jeden Mist, der nur entfernt nach Gote und Zombies riecht.“

Alles klar? Nein? Also schön, hier noch einmal ein bisschen ausführlicher.

Wenn man klischeehaftes US-Knastleben sehen will, gepaart mit Titten und ein bisschen Action, wenn man dazu auch noch Zombies und eine völlig idiotische Geschichte will, dann ist man bei diesem Film gut aufgehoben. Wenn man sein Hirn jedoch nicht in den Schrank gelegt hat, wird man „Shadow Dead Riot“ nicht genießen können. Die Story ist von der ersten Szene an völlig unglaubwürdig und wird auch nach dem Schwenk in die Gegenwart nicht besser. Ein böser Geist, der sich in den Mauern eines Hauses/Burg/Gefängnisses/Psychiatrie eingenistet hat, kennen wir aus gefühlt einer Million Filmen, die besser sind als dieser. Und das Frauenknastleben wird in „Hinter Gittern“ auch besser dargestellt – und diese Serie ist schon unterirdisch schlecht. Der Horror und die Visionen machen den Film letztlich auch nicht besser, zumal man zuvor mit lesbischen Wärterinnen und notgeilen Ärzten, einer hilflosen Schwangeren und dem Kampf „Heldin vs. Knast-Queen“ gefoltert wird.

Einzig die Gore-Szenen wirken ein wenig versöhnlich, denn einige sind durchaus gelungen. Obwohl ich nicht verstehe, warum man mit der wichtigsten Szene – die Explosion von Shadow – erst gegen Ende des Films zeigt und dann auch nur unzureichend für einen echten Gore-Fan. Vielleicht hat sich der Regisseur auf diese Weise ein R erkaufte, denn explodierende Leiber könnten Jugendliche unter 17 verstören. Der kurze Blick muss da reichen.

Da es sich bei der mir vorliegenden Fassung um einen Screener handelt, der lediglich die englische Sprache beinhaltet, vermag ich über die Synchronisation nichts Gescheites zu sagen. Wie gut, dass es sich um einen US-Streifen handelt. Nicht auszudenken, er wäre aus Japan gekommen. Dann wären mir die geschliffenen Dialoge, der Wortwitz und die gestrichelten Kommentare der Protagonistin ... *okay, war ein Scherz*. Denn auch das bietet der Film nicht. So gesehen hätte er auch aus Japan kommen können.

Zumindest wirkt das Bild gut, der Ton ebenfalls. Von der technischen Seite gibt es also keine Beanstandungen. Zudem macht die DVD selbst einen stabilen Eindruck, auch wenn sich die Screener-Version vom Original unterscheiden wird. Dennoch kann man sie sicherlich gut als Blickfang nutzen, etwa um Flaschen und Gläser darauf abzustellen ...

Fazit: Sagen wir es mit den weisen Worten von Homer Jay Simpson: *Doooh!*

The Elder Scrolls IV – Oblivion: Ein kritischer Bericht



Zwei Jahre ist es nun her, dass »The Elder Scrolls IV – Oblivion« erschien. Zwei Jahre, in denen das Spiel ein Add-on sowie eine Plug-in-Sammlung erfuhr, eine GOTY-Edition erschien und die Nachfrage nach dem Spiel auch weiterhin anhält.

Dabei trat »Oblivion« in die Fußstapfen des erfolgreichen Vorgängers »The Elder Scrolls III – Morrowind«, welches bereits 2002 erschien. Schaut man sich die Wertungen der Spielezeitschriften an,

müsste man eines annehmen – Oblivion macht vieles besser als sein Vorgänger. So vergab die Game Star bei »Morrowind« 82, bei »Oblivion« hingegen satte 90 Punkte.

Aber ist dem wirklich so? Ist der vierte Teil so viel besser als sein Vorgänger?

Wie bei Spielen üblich kann diese Frage nicht mit einem klaren Ja oder Nein beantwortet werden.

Optisch liegen zwischen den beiden Spielen Welten. »Morrowind« wirkte schon 2002 nicht mehr zeitgemäß und schwächelte vor allem bei der Darstellung der Menschen und menschenähnlichen Wesen. In »Oblivion« hingegen wird der Spieler mit stimmungsvoller Grafik verwöhnt.

Auch akustisch kann der vierte Teil der Serie glänzen, denn sowohl der Soundtrack als auch die Sprecher sind gelungen.

Aber diese beiden Punkte machen nicht den Spielspaß aus, sie rechtfertigen keine 90 Punkte in einem Test. Hierfür muss auch der Spielspaß stimmen, die Aufgaben, welche der Spieler zu erfüllen hat sowie die Freizügigkeit.

Und in all diesen Punkten patzt Oblivion gegenüber

seinem Vorgänger.

Neben der Hauptquest, dem Schutz des Landes Tamriel vor einem bösen Gott, kann der Spieler zahlreiche Nebenaufgaben erledigen; zum einen für Gilden (Diebes-, Kämpfer- und Magiergilde oder die »Dunkle Bruderschaft«), zum anderen für Bewohner der Städte in Tamriel.

Was auf den ersten Blick wie eine Fülle von Möglichkeiten wirkt, ernüchert bald. Zu ähnlich sind die Missionen. »Gehe zu Punkt X, kämpfe dich durch die Gegner und besorge mir Y.« Nur wenige Ausnahmen weichen von diesem Schema ab. Die einzig große Ausnahme stellen die Missionen der »Dunklen Bruderschaft«, der Mördergilde, dar. Sie lauten jedoch ähnlich uninspiriert: »Gehe zu Punkt X und töte Y.«

Die Missionen selbst können nur auf eine Weise gelöst werden, Variationen oder Entscheidungen des Spielers sind nicht vorgesehen. Muss jemand getötet werden, dann ist er auch zu töten. Will man innerhalb der Gilde voran kommen oder die Hauptquest lösen, bleibt einem also keine andere Wahl.

Somit ist man ständig damit beschäftigt, von Punkt A nach Punkt B zu laufen, reiten oder schnellzureisen, um seine Aufgaben zu erledigen. Schnell ermüden die Aufgaben und man sehnt sich Abwechslung herbei. Doch diese sind allzu rar gestreut, so dass sich nach ein paar Stunden Routine und damit auch Langeweile einstellt. Eine Höhle zu durchqueren, in denen Oger hausen, ist zwar fordernd, was die Kämpfe betrifft, nicht aber auf Dauer motivierend. Denkt man als Spieler sogar oh nein, nicht schon wieder eine Höhle oder Ruine, dann macht das Spiel etwas falsch.

Doch »Oblivion« schwächelt noch auf anderer Ebene, und dies ist die Moral. Hat man die Aufgabe, jemanden zu töten, so muss man dies tun. Es gibt keine Alternative, es wird nicht nach dem Richtig oder Falsch gefragt. Selbst in der Hauptquest kann man nur vorankommen, wenn man tötet oder zumindest

Menschen in eine tödliche Falle lockt. Schlimmer noch – das Töten eines Menschen (oder menschenähnlichen Wesens) außerhalb einer Quest wird zwar mit einer Geldstrafe belegt, gleichzeitig ist dies aber der Einstieg zu einer Karriere innerhalb der »Dunklen Bruderschaft«. Und dort warten Reichtum und magische Belohnungen auf den Spieler, meuchelt er geschickt. Selbst vor dem Mord an einem erst 15jährigen Mädchen schreckten die Macher nicht zurück. Der Spieler weiß nicht, warum er mordet und ihm steht es nicht frei, einen alternativen Lösungsweg zu suchen.

In »Morrowind« war dies noch anders. Hier standen dem Spieler häufig Alternativen zur Verfügung, um das Töten zu umgehen.

Oblivion funktioniert in weiten Teilen nach dem aus dem TV bekannten Schema – der Gute darf alles, notfalls auch foltern und töten. Es dient ja einer guten Sache. Oblivion wurde damit zu einem reinen Kampfspiel, das vom Spieler sehr wenig Taktik und Verstand, dafür umso mehr Skrupellosigkeit und Kampfgeschick fordert. Eine deutliche Abwertung gegenüber dem Vorgänger also.

Umso unverständlicher, dass das Spiel in Deutschland eine USK-Freigabe »Ab 12 Jahre« erhalten hat. Selbst die Europäische Einstufung PEGI, die etwa in Großbritannien benutzt wird und in der Regel liberaler ist als der deutsche Jugendschutz, kam zu einem anderen Ergebnis und ratete das Spiel mit »16+«.

Letztlich hätte »The Elder Scrolls IV – Oblivion« keine derart hohe Wertung verdient; vor allem nicht im Vergleich zu seinem Vorgänger. Denn dort verliert das Spiel sogar, so dass eine Wertung unter 80 angezeigt gewesen wäre. Durch die moralisch fragwürdigen Quests eignet sich das Spiel auf keinen Fall für Kinder ab 12 Jahre. Selbst eine Einstufung »Ab 16 Jahre« ist fragwürdig, so dass ein roter Aufkleber der USK angezeigt wäre.

Kurzgeschichte: Herz Ass

2098

Herz-Ass 1

I

»... und es ist halt eine Geschichte, verstehst du? Ich weiß nicht, ob sie wahr ist. Scheiße, wie soll ich das wissen, also frag mich nicht. Aber ich glaube, dass sie wahr ist. Könnte schon sein, oder? Ich meine – die sind alle verrückt wie ein Stall Kühe auf BSE. Und die Wichser vom K-Service sind derart korrupt, dass es

ihnen auf die Stirn tätowiert steht. Meinst du nicht auch? Und wenn ich mir dann ...«

Bla, bla, bla.

Ihre Worte verwandeln sich in Gebrabbel, das irgendwie keinen Sinn ergibt. Ihre Lippen bewegen sich, die Töne mischen zu einem unverständlichen Mix, der mich nicht mehr erreicht.

Meine Augen kleben auf ihren gewaltigen Brüsten, die sich hypnotisch auf und ab bewegen, bei jedem Atemzug hüpfen sie ein wenig und lullen mich ein.

Ich wusste nicht, dass jemand derart gewaltige Titten haben kann. Fuck, ich bin selbst eine Frau. Mein Rücken schmerzt schon beim bloßen Gedanken daran, mit solchen Ballons durch die Gegend zu laufen.

Was das Schlimmste ist – ihre Möpfe sind echt. Keine Beton-Granaten, aufgeblasen durch eine OP. Hätte sie sich etwas implantieren lassen, würden ihre Brüste nicht mehr bei jedem Atemzug auf und ab wogen, bei jedem Wort sanft beben und bei jeder unbedachten Bewegung schwingen. Mein Gegenüber ist eine Drittständlerin. Sie könnte sich höchstens Billig-Implantate leisten, und die machen die Brüste steif, hart.

Noch immer auf ihre Brüste starrend greife ich nach einer Flasche *Chico Beer Cola* und nehme einen tiefen Schluck. Der herbe Geschmack des Biers wird durch das schwarze Zuckerwasser vertrieben, das Aroma verleihen dem Gebräu die Glücksbeeren, die angeblich zugesetzt wurden. Obwohl mir noch niemand befriedigend erklären konnte, was zum Geier *Glücksbeeren* sind. Angeblich stammen sie aus der Natur, aber da habe ich so meine Zweifel.

»Angel, hast du mir überhaupt zugehört? Ich erzähle dir hier eine Geschichte, eine, die dich interessieren könnte, und du glotzt auf meinen Busen. Stehst du auf Frauen, oder was? Sonst bin ich derart stiere Blicke nur von irgendwelchen Typen gewöhnt, die mich ficken wollen.«

»Nein.« Ihre Worte reißen mich ins Hier und Jetzt zurück. »Nein, ich stehe nicht auf Frauen. Nicht besonders, jedenfalls. Und nein, ich habe dir *nicht* richtig zugehört. Kannst du mir eine Zusammenfassung dessen geben, was du gerade erzählt hast?«

»Fick dich!« Sie springt auf, knallt drei Kredite für ihr Chico auf den Tisch und eilt durch den Raum. Ihre Titten hüpfen dabei aufgeregt.

Nachdenklich schaue ich ihr nach, reibe mir über das Kinn und greife wieder zur Flasche. *Was für ein beschissener Tag!*

Mein Blick fällt aus dem Fenster des kleinen Diners.

Es regnet, aber das ist keine Überraschung. Es regnet knapp 330 Tage im Jahr. Hätten wir die Umwelt endgültig auf den Hund geritten, wären es vermutlich 365 Tage. Aber so gibt es im Juni und Juli Tage, an denen die Sonne scheint. *Hurra, wir sind gerettet.*

Ein kalter Wind gesellt sich zu dem Regen, und der ist ganz eindeutig der Jahreszeit geschuldet. Schließlich haben wir bereits Oktober, die Blätter der Bäume liegen als Laub auf dem Boden und in den Läden wird Halloween-Dekoration verkauft.

Als ob es noch etwas zu Feiern gäbe in dieser Zeit. Seit dem Crash des Systems im Jahr 2057 blasen wir Trübsal. Die Religion ging schon zuvor zum Teufel. Spätestens nach dem Ende der Religionskriege 2042 hatten die Menschen die Schnauze voll von Christentum, Islam und all dem anderen Mist, der ihnen Bombenanschläge, Invasionen und vermummte Idioten aus dem Nahen Osten bescherte.

Gaben sich die Leute zuvor zumindest noch der Illusion hin, an Weihnachten und Ostern Jesus zu feiern, nicht aber die Geschenke, so verkamen die Feste nach 2042

endgültig zu reinen Huldigungen an Mammon. Der religiöse Hintergrund verschwand vollends, übrig blieben fettes Essen, Geschenke und selige Besäufnisse.

Ist mir irgendwie sympathischer als Stunden in einer Kirche zu verbringen und einem angeblichen Heiland für all den Scheiß zu danken, den er uns beschert hat. Obwohl es natürlich noch immer Kirchen, Priester und Gottesdienste gibt. Es geht nur kaum noch einer hin.

Am Fenster des Diners hetzen Fußgänger vorbei. Über 15 Millionen Einwohner zählt der Moloch, 42 Prozent davon sind ohne Job.

In diesem Moment ist mir, als würde jeder einzelne dieser 6.300.000 Menschen an dem Restaurant vorbeigehen, hineinschauen und mich in stummer Verachtung mustern.

Wie ich solche Tage hasse.

Die Flasche ist leer. Ich hebe sie in die Höhe und sehe eine Kellnerin nicken. Sie weiß, dass sie mir noch ein Chico bringen soll. Angeblich wirken die Glücksbeeren *stimmungsaufhellend*. Man muss nur genug von dem Bier trinken, dann lacht man am Ende sogar.

Wieder schaue ich aus dem Fenster und frage mich, wie es früher gewesen sein mochte. Damals, vor dem Crash. Aber das hatten nicht mal mehr meine Eltern erlebt, gab es Länder, Regierungen und Staatenbündnisse. Dann kam der Crash und alles ging zum Teufel. Die drei Säulen, auf denen einst die Demokratie aufgebaut war, die Wirtschaft, das soziale Netz Obwohl man beileibe nicht sagen kann, dass es überraschend kam. Hätten sich die Politiker mehr um das Wohl des Volkes statt um ihre Wiederwahl gekümmert, hätten sie ihre Versprechen gehalten und nicht nur versucht, Orwells Visionen aus 1984 umzusetzen, wäre die Katastrophe vermeidbar gewesen. Doch da die Politiker Eigennutz und Überwachungsstaat den Vorzug gaben ...¹

Mein Bier wird serviert. Ich zahle sofort, um nicht erst lange auf die Bedienung warten zu müssen, wenn ich hier verschwinden will. Das Lokal ist mir fremd. Hätte mich *Miss Riesenmöpse* nicht hierher bestellt, ich wäre nie auf die Idee gekommen, in dem Schuppen ein Bier zu trinken. Obwohl das Diner nicht einmal schlecht ist. Sauber, bequeme Plätze und eine umfangreiche Speisekarte.

Aber ich bin ein Gewohnheitstier, das seinen eingetretenen Pfaden folgt. Mein Chico trinke ich in einem kleinen Strip-Club im Pleasure-Center, meine Einkäufe erledige ich bei ALDOBI und gehe ich aus, dann esse ich bei Alfredo.

Mein letzter Freund nannte mich deswegen *langweilig*. Er kannte mich nicht richtig, sonst wären ihm diese Sprüche vergangen. Ich mag viel sein. Eine Schlampe,

¹ Dies nur für die Leser aus dem Dritten Stand, die einen niedrigen Bildungsabschluss ohne Geschichtsunterricht haben.

eine arrogante Hexe und eine Verbrecherin. Aber eines bin ich nicht – *langweilig*.

Ich leere die Flasche mit drei kräftigen Zügen, wische mir den Mund ab und verlasse das Lokal.

Der Regen prasselt auf mich nieder.

Rasch reihe ich mich in den Tross jener ein, die den Gehsteig entlang hetzen. Die Nässe macht mir nichts aus, denn ich trage Tri-Tex-Term; eine Faser für den Zweiten Stand. Sie hält trocken und warm, ist aber nicht so komfortabel wie das, was der Erste Stand trägt. Neben mir jagt ein Wagen vorbei, fährt durch eine Pfütze und schon ist meine Hose schmutzig. Angewidert schüttele ich meine Beine, aber dies ist ein fruchtloses Bemühen. Der Stoff hat den Dreck aufgesogen und wird ihn vermutlich nur bei hohen Temperaturen und nach einer doppelten Ration Waschmittel wieder hergeben. Und das, nachdem die Preise für Chemikalien gestiegen sind. Waschmittel, Zahnpasta und Duschgel sind davon betroffen. Jemand, der sich seinen Kopf darüber zerbrechen würde, könnte nun fragen, was in all diesen Mitteln enthalten ist und mit was wir uns jeden Tag die Zähne putzen. Aber ehrlich – ich will es gar nicht wissen.

Noch ehe ich meinen alten 2080 AMF erreiche, meldet mein PA einen eingehenden Anruf. Rasch setze ich die Datenbrille auf, um das Gespräch entgegenzunehmen. Einmal mehr wünsche ich mir winzige Scheibenwischer für die Brille. Oder ein Vordach über den Gläsern, um den Regen abzuhalten.

»Hallo Angel«, dringt es heiser aus den Miniaturlautsprechern, integriert in den Bügel der Brille. »Wie lief das Treffen mit Martha? Hatte sie einen Tipp für dich?«

Whistler, und er macht seinem Namen einmal mehr alle Ehre. Ein Tumor im Rachen raubte ihm die Stimme, so dass er zischt und flüstert. Zudem leidet er unter enormen Schmerzen, die er mit starken Medikamenten und Wassereis zu betäuben versucht. Er müsste operiert werden, doch laut seiner Ärzte könnte dies tödlich enden. Daher wartet er ab, bis ihn der Tumor auch ohne OP töten könnte.

»Hallo Boss«, erwidere ich gelassen. »Keine Ahnung. Ihre Titten hypnotisierten mich. Was immer sie auch erzählt hat, es ging an mir vorüber.«

Ein leises Lachen dringt aus den Lautsprechern. »War es so schlimm?«

»Noch schlimmer. Aber ein paar Brocken habe ich dennoch aufgeschnappt. Es ging um einen Zuhälter, der ein paar Huren auf dem Gewissen haben soll. So viel habe ich noch mitbekommen. *Regbert* heißt er.«

»Damit können wir arbeiten. Ich gebe die Hinweise an unser Genie. Wenn du heute Abend in Aktion trittst, liegen dir Informationen vor. Gehst du zur Arbeit?«

»Sicher. Meine Schicht beginnt in einer Stunde. Ich melde mich, sobald ich bereit bin. Schönen Tag, Boss.«

Damit beende ich das Gespräch. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen. Wir spielen das Spiel schließlich nicht zum ersten Mal.

Mit der Fernbedienung lasse ich die Zentralverriegelung des Wagens aufschnappen. Ein Typ kommt auf mich zu. Er ist auf Bigfly, seine Hände zittern. Da er mit dem Wind läuft, erreicht mich sein Gestank zuerst.

»Haste mal einen Kredit? Ich bin auf Turkey!«

Ohne ihm eine Antwort zu geben, steige ich ein, verriegele die Türen und starte den Motor. Traurig schaut er mir nach. Gäbe ich jedem Penner im Moloch einen Kredit, würde mich das Millionen kosten. Scheiße, ich bin eine Zweitständler-Schlampe. Wie soll ich mir das leisten können?

II

Wie ich schon sagte sind 42 Prozent der Einwohner des Molochs ohne Job. Eine grauenvolle Tatsache, die viele Menschen zu höchst fragwürdigen Mitteln treibt, um irgendwie über die Runde zu kommen.

Ich habe *zwei* Jobs.

Das klingt auf den ersten Blick ziemlich unfair, und eigentlich ist es das auch auf den zweiten Blick. Doch zum einen mag ich die grauen Scheine mit dem kursiv gesetzten Wort *Kredit* sehr; umso mehr, wenn vor dem Wort eine ebenfalls kursiv gesetzte *100* zu finden ist.

Zum anderen gibt es nicht allzu viele Menschen, die sich für die beiden Jobs qualifizieren würden. Obwohl sie unterschiedlicher nicht sein könnten, sind sie mir doch irgendwie auf den Leib geschrieben.

Beginnen wir mit jenem, der aus mir eine ehrbare Cybernutte mit einem guten Gehalt macht. Eine Mindsex-Hure, die ihrem Arbeitgeber viele graue Scheinchen in die Kasse spült und darum höchst beliebt ist.

Wer noch keinen Mindsex probiert hat, weiß nicht, was ihm entgeht. Da es jedoch noch immer Mindsex-Verweigerer gibt, hier eine kurze Erläuterung. Schließlich soll man keine Gelegenheit auslassen, um ein bisschen Werbung zu schieben.

Das Vorgehen ist denkbar einfach. Man sitzt entspannt in einer Kabine, den Kopf mittels Datenhaube mit der Mindsex-Maschine verkabelt, und wählt über ein einfach zu bedienendes Interface nicht nur das Mädchen oder den Typen, mit dem man gerne Sex hätte, sondern auch die gewünschte Location.

Wer schon immer einmal in einer Hover-Bahn ficken wollte, beobachtet von hunderten anderer Fahrgäste, kann dies nun gefahrlos erleben. Oder doch lieber ein Blowjob auf dem Dach des New-World-Centers im fünften Bezirk? Im Wald, umgeben von Blumen, Bäumen und einem See?

Der zwischengeschaltete Computer generiert die perfekte Illusion für beide Cyberpartner und überträgt die Emotionen, die Reize und Erregung des jeweils

anderes. Man glaubt, den Partner zu spüren, zu schmecken und zu riechen.

Also lieber Leser, such den nächsten Sexshop auf, setz dich in eine der Kabinen und schieb deine Kreditkarte in den Schlitz. Vielleicht hast du ja Glück und erwischst mich. Für schlappe 25 Kredite kommst du bereits. Dafür zieht sich eine Nutte im Bordell nicht mal aus!

Für die Callgirls und Callboys, die in einer Mindsex-Agentur arbeiten, hat dieses System ebenfalls viele Vorzüge.

Keine Geschlechtskrankheiten.

Keine Vergewaltigung.

Keine unerwarteten S/M-Praktiken, keine Schläge und kein Würgen.

Das einzige Risiko für die Angestellten solcher Agenturen besteht in einem zerebralen Schock, weil das Hirn die einströmenden Reize nicht verarbeiten kann. Für Kunden besteht diese Gefahr übrigens nicht, denn sie sind einem wesentlich geringeren Datenstrom ausgesetzt.

Wie dem auch sei – man muss psychisch sehr stabil sein und mehrere Test über sich ergehen lassen, ehe man als Cyber-Agent – so die offizielle Berufsbezeichnung – arbeiten kann. Von 100 Bewerbern schafft es einer.

Ich hatte Glück, mein Hirn scheint besonders robust zu sein.

Das Center, in dem P4Y – mein Arbeitgeber – seine Geräte stehen hat, ist ein moderner, licht- und luftdurchfluteter Raum. Getränke und Obst sind gratis, die Preise in der Kantine angenehm niedrig. Selbst Drittständler könnten sie sich leisten, doch P4Y beschäftigt ausschließlich Zweitständler. Ein wenig Bildung muss sein, und die geht Drittständlern ab. Abgesehen davon soll mit dieser Regelung verhindert werden, dass sich jede Nutte des Molochs bei P4Y bewirbt.

Andere Mindsex-Agenturen kennen solche Restriktionen nicht.

Kein Wunder, dass P4Y Marktführer ist ...

Ich betrete das Center nach einer Fahrt von knapp vierzig Minuten. Hätte ich die Hover-Bahn genommen, wäre es schneller gegangen. Der Verkehr hatte sich in den Straßen gestaut. Baustellen, zwei Unfälle und ein Verrückter, der mit einem großen Schild in der Hand die Fahrbahn blockiert hatte waren daran schuld gewesen. *Das Ende ist nah, elende Sünder.*

Vielleicht hat er damit sogar recht ...

Vor meinem Spind beginne ich einen kleinen, etwas unbeholfenen Strip. Meine Kleidung ist nass, so dass sie nicht richtig über meine Haut gleitet. Im Spiegel links von mir sehe ich mich selbst einen Veitstanz aufführen.

Ich könnte auch mit den Klamotten arbeiten, die ich nun trage. Aber das wäre auf Dauer zu unbequem. Schließlich haben wir Cyber-Agents Sex mit unseren

Kunden; wenn auch lediglich Kabel den Kontakt herstellen. Doch so wie die Freier ihren Spaß haben, müssen auch wir die Emotionen erdulden, um *volle Leistung* zu bringen. Erst, wenn wir körperlich am Ende sind, dürfen wir die emotionale Verstärkung des Computers abschalten. Ab diesem Moment lässt es uns kalt, was der Kunde tut. Zuvor aber, mit aktivierter Verstärkung, haben wir Sex. Aber anders als bei einer Nutte spielen wir den Kunden keine Orgasmen vor, sondern haben sie. Der Computer erzwingt sie, denn er reizt die entsprechenden Zonen im Hirn.

Das mag bei *einem* Höhepunkt noch ganz angenehm sein. Doch bei zehn und mehr Kunden, und das Tag für Tag, stößt man rasch ans eine Grenzen und aus Lust wird Qual.

Um einigermaßen bequem in den Kabinen zu liegen, tragen wir Frauen in der Regel locker fallende Kleidung und weite Hosen.

Ich bilde da keine Ausnahme.

Nach meinem unfreiwilligen Tanz und dem anschließenden Ankleiden verlasse ich die Umkleide wieder und gehe durch die Halle. Meine nackten Füße stecken nun in bequemen Slippers, ein grauer Jogginganzug aus weichem Stoff umfließt meinen Körper. Es ist, als würde ich gar nichts tragen. Zu diesem Gefühl trägt auch bei, dass ich auf BH und Slip verzichtet habe. Beides wäre störend, sobald der erste Freier aufgeschaltet wird.

Mein Blick fällt auf die breite Glasfront des Haupteingangs. Es regnet nun stärker, Menschen hasten kaum vorbei. Dazu liegt das Gebäude von P4Y zu abgelegen. Früher war in diesem Bau eine Spinnerei untergebracht, aber dies ist schon lange her. P4Y renovierten den Kasten und stattete ihn mit der besten Technik aus, die auf dem Markt war. Inzwischen sind drei Jahre vergangen und manches wirkt nicht mehr ganz so modern.

Wir, die wir hier arbeiten, lieben es dennoch.

Auf dem Weg zum Center passiere ich nicht nur einen kleinen Wintergarten sondern auch ein paar Türe, hinter denen sich Büros verbergen.

Plötzlich, noch ehe ich vorbei bin, erklingt wütendes Geschrei. Dumpfe Schläge folgen, ebenso ein heftiges Rumpeln.

Erstaunt bleibe ich stehen und schaue auf jene Tür, hinter der die Geräusche erklingen sind. *Personalbüro* steht auf ihr.

Nur Sekunden später wird eben jene Tür aufgerissen und eine Frau stürmt heraus. Ihr Gesicht ist Wut verzerrt, ihre Hände sind zu Fäusten geballt. Fast prallt sie gegen mich, doch durch eine geschickte Drehung weiche ich ihr aus.

Nur Sekunden später eilt Lohmann, unser Personalchef, aus seinem Büro. Auch er ist wütend, winkt aber dann ab, während die Fremde durch die Tür hinaus auf die Straße hetzt.

»Eine Ablehnung?«, frage ich lakonisch.

»Drittständlerin. Sie meinte, wir müssten unsere Regeln überdenken. *Maden.*« Lohmann atmet tief durch, lächelt mir unpersönlich zu und kehrt zurück in seinen Raum. Er weiß, wer ich bin. Lohmann merkt sich jedes Gesicht, das bei ihm vorstellig wird. Vor allem dann, wenn er die Person anschließend einstellt.

Eine Beziehung darüber hinaus gibt es jedoch nicht. Das Management isst in einer separaten Kantine, parkt auf gesondert ausgewiesenen Parkplätzen und lässt sich kaum im Center sehen. Manche scherzen, dass Menschen wie Lohmann oder die Buchhalter dem zweieinhalbten Stand entstammen. Nicht gut genug für den Ersten mit all seinen Vorzügen, aber doch besser als der Zweite. Keiner dieser Männer oder Frauen würde sich in eine Kabine legen, um einen Kunden zu befriedigen.

Alle Zweitständler sind gleich.

Aber manche sind gleicher.

Im Center duftet es an diesem Tag nach Zitrone. Sie mischen dem Luftstrom, der einer Klimaanlage entströmt und die Temperatur in dem großen, saalähnlichen Raum bei konstant 22 Grad hält, belebende Gerüche bei. Mal ist es Minze, dann wieder Fichte, Kiefer oder Apfel.

Diesmal also Zitrone.

Ich gehe zu der großen Kabine am Ende des Centers. Sie trägt die Nummer 1, aber das bedeutet nicht viel. Wichtiger ist mir der kleine, weiße Schriftzug an der Tür.

Rebecca DiMaggio steht dort.

Mein Name, meine Kabine.

Nur zehn Mitarbeiter haben fixe Plätze. Kabinen, die sich einrichten können. In denen sie ihre Getränke, Magazine und Erfrischungstücher liegen lassen können, ohne dass es jemanden stört.

Jene zehn Mitarbeiter, die den Laden im Moloch mit aufgebaut haben, die *Leute der ersten Stunde*.

Neben mir hat Min-Lee ihren Platz, neben ihr wiederum der schwule Georg. Er bedient Männer und dies mit einer Leidenschaft, die seinesgleichen sucht. Wir witzeln bereits, dass er auch kostenlos arbeiten würde, nur um seinen Job tun zu dürfen. Er ist, wie all die anderen Männer hier, auf *Lafrovaxafil*. *Lafrovaxafil, der Stoff, der Männerträume wahr macht.*

Mit Lafrovaxafil wird er härter, größer und standhafter.

Können Frauen im Prinzip einige Orgasmen in rascher Folge haben, ist dies bei Männern deutlich schwieriger. *Lafrovaxafil*, eigentlich bei Potenzproblemen verschrieben, sorgt hier für Abhilfe. Die Kollegen schlucken die kleinen, blauen Pillen in Trapezform wie andere Leute Schokolinsen.

Schade, dass sie auf Frauen keine Wirkung haben ...

Min-Lee winkt mir zu, während ich mich in meine Kabine setze, den Sitz justiere und einen Schluck Wasser aus einer blauen Flasche nehme. Anschließend setze ich mir das Headset auf, logge mich im System ein und schalte auf *Bereit*.

Nun können die Kunden anrufen.

Das Glas von Min-Lees Kabine wird dunkel, noch ehe ich mich mit ihr unterhalten kann. Sie hat einen Freier, wird die nächsten Minuten beschäftigt sein. Früher konnte man die Frauen und Männern bei ihrer Arbeit beobachten. Doch dies wurde auf Dauer zu intim, so dass sich die Leitung von P4Y erbarmte und einen Mechanismus einbauen ließ, der das Glas der Kabine in dem Moment verdunkelt, sobald ein Freier aufgeschaltet ist. Geräusche dringen sowieso nicht aus geschlossenen Kabinen, doch nun sind sie auch blickdicht.

Mir bleibt nur das Warten. Dabei denke ich noch einmal an das Gespräch mit *Miss Riesennöppe*. Obwohl es mir erst nicht so schien, blieb doch einiges von ihrer Erzählung hängen. Wenn das, was sie mir erzählt hat, auch nur zur Hälfte zutrifft, ist dies ganz entschieden ein Job für Herz-Ass.

Wenn nicht, sollte man ihr den Hintern versohlen.

Meine Gedanken werden durch Summen des Computers unterbrochen. Ein Freier hat sich für mich entschieden.

Auf dem Display erscheint der Spitzname, den er sich gegeben hat, sowie sein Wunsch. *Fick auf dem Gipfel des Mount Everest.*

Das Szenario ist recht beliebt. Der Computer simuliert eine sauerstoffarme Luft, was den Orgasmus angeblich verbessert.

Mir wird dabei schwindelig.

Ich nehme den Ruf an, die Wände der Kabine werden schwarz und meine Nippel kaum eine Minute später hart. Mein Kunde verzichtet auf Vorspiel und Smalltalk. Schon kauere ich vor ihm auf dem Gipfel des Berges, während er mich doggystyle fickt. Mein Atem geht schneller, der Computer tut sein Werk. Ich spüre die Nässe zwischen den Schenkeln, das angenehme Brennen im Unterleib – dann kommt es erst ihm, anschließend mir.

Nach kaum zehn Minuten ist der Spuk vorbei. Mein Freier bewertet mich mit 100 Prozent Zufriedenheit, ich reinige mich zwischen den Beinen mit wohlduftenden Tüchern und das Glas der Kabine wird wieder durchsichtig. Min-Lee lächelt zu mir rüber, der schwule Georg winkt, da er gerade aus der Pause kommt.

Nach jedem Kunden gönne ich mir ein paar Minuten Pause. Das muss sein, sonst powert einen der Job zu sehr aus.

Über Intercom beginnt Min eine Unterhaltung mit mir, Georg erzählt einen schmutzigen Witz und ein Neuling fragt, wie er auf *Pause* schalten kann.

Abgesehen davon, dass wir im Sexgewerbe arbeiten, ist es ein ganz normaler Job. Das gefällt manchen nicht, da sie nur bei schmuddeliger, zwielichtiger Rotlichtatmosphäre auf Touren kommen. Aber so ist es nun einmal.

Meine Tage sind angefüllt mit erzwungenen Orgasmen und belanglosen Gesprächen zwischen den Freiern.

Wären meine Nächte ebenso, dann hätte mein Ex-Freund recht gehabt. Denn dann wäre ich langweilig. Genau das ist nicht der Fall.

III

Als Jugendliche hatte ich ein relativ normales Leben und wuchs behütet als Zweitständlerin auf. Meine Mutter arbeitet bei ALDOBI als Disponentin, mein Vater hingegen ist Techniker bei Chico. Sie verdienen ihr Geld, ich ging zur Schule und mein Lebensweg war insoweit gesichert, als dass mir meine Eltern eine gute Ausbildung finanzieren konnten.

Doch dann, an meinem siebzehnten Geburtstag, musste etwas in meinem Hirn aussetzen. Ein paar Synapsen verweigerten den Dienst, Schaltungen führten zu falschen Arealen – keine Ahnung. Aber etwas in der Art *muss* es gewesen sein, denn quasi über Nacht verlor mein Leben jeglichen Reiz. Ich schaute aus dem Fenster und sah, wie beschissen diese Welt doch ist. Ich begriff die Ungerechtigkeit, erkannte die Lüge, die man als Zweitständler lebt und *hasste* einfach alles.

Ein Jahr später führte ich als *Black Angel* die Pak-Rats an; eine Gang, wenn man so will. Ein wenig waren wir wie Robin Hood, denn wir nahmen es von den Reichen.

Damit endeten die Gemeinsamkeiten zwischen uns und dem englischen Volkshelden jedoch, denn anders als er gaben wir es nicht den Armen, sondern behielten die Beute für uns.

Von anfänglichen Diebstählen und kleinen Überfällen arbeiteten wir uns hoch. Banken, große Märkte, Drogenhandel und Auftragsarbeiten für die Größen des organisierten Verbrechens – die Pak-Rats taten, was sie eben konnten um Ruhm und Reichtum zu mehren.

So lange, bis uns der gesamte K-Service und jedes verdammte Sicherheitsbüro der Stadt jagte und die *rechtschaffenen Bürger* des Molochs unseren Tod wollten.

Obwohl ich bis heute nicht weiß, wen die Journalisten und Reporter des Konsortiums mit *rechtschaffenen Bürgern* meinten. Bei den 15 Millionen Einwohner ist mir noch keiner untergekommen.

Für die Pak-Rats wurde es Zeit, von der Bildfläche zu verschwinden. In einem finalen Feuerwerk spritziger Action ließen wir uns in eine große Halle treiben, ehe diese effektiv explodierte.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir bereits durch einen geheimen Gang geflohen, doch Presse und K-Service waren sich einig darin, dass wir in der *Hitze, wie sie sonst nur in der Hölle existiert* gestorben waren.

Aus *Black Angel* wurde Rebecca, die Cyber-Hure. Auch wenn die Synapsen in meinem Hirn noch immer falsche Impulse sendeten und mich auch weiterhin die Scheiße sehen ließen, die sich tagtäglich vor unserer Haustür abspielt. Eine Scheiße, über die kaum jemand spricht. Vor allem dann nicht, wenn er einen Job hat

und es ihm einigermaßen gut geht. Immerhin können 58 Prozent der Einwohner dieses Glück genießen.

Nicht lange nach dem Ende der Pak-Rats trat Whistler an mich heran, ein reicher Erstständler, dessen Frau bei einer Schießerei ums Leben gekommen war.

Dies wäre nicht ungewöhnlich gewesen, doch die korrupten Beamten des K-Service deckten die Schützen, da diese im Auftrag potenter Verbrechergößen gehandelt hatte.

Niemand war je für den Mord an Whistlers Frau belangt worden, keiner hatte Anklage erhoben, jemanden verhaftet oder auch nur verhört.

*Gerechtigkeit war schon zu Zeiten des Rechtsstaates ein Witz, doch inzwischen ist sie ein rares Gut, für das man selbst sorgen muss.*²

Whistler begriff den tieferen Sinn dieses Wahrspruchs und gründete mit *Herz-Ass* eine Gruppe, die sich eben um dieses rare Gut kümmern sollte. Es pflegen, wie man eine empfindliche Pflanze pflegt.

Wenige Wochen nach der Gründung von Herz-Ass waren die Killer von Whistlers Ehefrau tot. Keiner entkam dem Häscher, den ihnen Whistler auf den Hals gehetzt hatte.

Keiner entkam mir.

Im Laufe der Zeit wuchs die Gruppe an. Ein Computergenie kam hinzu, ebenso zwei weitere *Außenagenten*, die wie ich das rare Gut in den Straßen des Molochs verbreiten.

Mein zweiter Job.

Gut bezahlt, aber um einiges *mörderischer* und *gefährlicher* als das, was ich bei Tage mache. Aber nicht minder *befriedigend*.

Ehe nun jemand fragt – *ja, ich befürworte die Todesstrafe*.

Aus *Black Angel* wurde *Angel*, Rächerin der Enterbten, Entrechteten und Wehrlosen.

Oder so.

An jenem Tag ist es Regbert, auf den wir es abgesehen haben. *Miss Riesenmöpse* erzählte von ihm, unser Genie – in Anlehnung an eine alte SF-Serie *Data* genannt – fand heraus, wo er sich aufhält.

Nun gilt es, dem Zuhälter sein blutiges Handwerk zu legen. Zumindest wenn zutrifft, was *Miss Riesenmöpse* erzählte. Denn dann hat er drei Huren auf dem Gewissen, und das sind drei Huren zu viel.

Es ist bereits kurz vor Mitternacht, als ich meine schwarze *Hellraiser* aufbocke. Ich trage nun einen weinroten Overall, habe meine Haare zu einem Pferdeschwanz frisiert und blicke durch die Gläser der Multifunktionsbrille. Verborgten unter einer gleichfalls weinroten Weste trage ich eine 2095-Beretta sowie ein Schwert, das jedoch nicht als solches zu erkennen ist. Die Klinge jagt auf Knopfdruck aus dem Griff; eine uralte Erfindung, von unserem *Computer-Freak* aufgegriffen.

² Ramon Eggensstein in seinem 2085 erschienen Buch *Wer den Wind sät*. Erschienen bei Benloch, 17,95 Kredite.

Unter dem Sitz der Hellraiser klemmt zudem eine Armbrust, aber die brauche ich jetzt nicht. Regbert hält sich in seinem Laden auf, dem *Blue Star*. Ein billiger, kleiner Sexschuppen mit Nutten und Tänzerinnen, die sich auf einer kleinen Bühne räkeln.

Eine Wolke aus billigem Parfüm, Schweiß, Alkoholausdünstungen und Sex weht mir entgegen, als ich den Laden betrete.

Data schaffte es, ein Bild von Regbert aufzutreiben. Wenn auch nur ein lausiges Foto, auf dem kaum etwas zu erkennen ist.

Mein Blick schweift über die Köpfe und Gesichter der Gäste des *Blue Star*. Manche mustern mich fragend, andere ignorieren mich.

Regbert selbst sitzt an einem Ecktisch, zwei junge Frauen im Arm. Sie unterhalten sich und lachen, trinken Sekt – wahrscheinlich gefakten, denn echten Sekt kann sich kaum jemand leisten. Und wenn, dann verschwendet er ihn nicht an zwei Nutten. Sie sehen aus, als würden sie den Abend zu genießen.

Regbert sieht mich durch den Gastraum kommen. Links tanzt ein Mädchen und zeigt ihre glatt rasierte Pussy, rechts erstreckt sich die Theke. Gäste sitzen an Tischen rund um die Bühne.

Der Zuhälter kneift die Augen zusammen.

Er sieht mich nicht nur, er weiß auch, wer ich bin.

Dafür gibt es mehrere mögliche Gründe. *Miss Riesenmöpse* hat ihm was geflüstert oder er kann eins und eins zusammenzählen. Vielleicht ist er aber auch geprägt durch die Zeugenaussagen jener, die ich während einer Mission am leben ließ.

Bisher umarmte der Zuhälter seine Mädchen.

Das ändert sich nun.

Er nimmt seine Hände herunter, so dass sie unter dem Tisch verschwinden. Gleichzeitig nickt er einem Mann zu, der sich in der Nähe der Bar aufhält; vermutlich sein Rausschmeißer.

Bisher will ich nur mit Regbert sprechen. Ihm ein paar Fragen stellen. Zum Beispiel, ob er wirklich ein elendes Schwein ist, das Frauen ermordet, wenn sie nicht nach seinen Regeln spielen.

Aber dazu komme ich nicht mehr, denn plötzlich springt Regbert auf. »Ich weiß, wer du bist«, brüllt er durch seinen Laden. Sein Gesicht drückt sowohl Angst als auch Hass aus. »Ich weiß es ganz genau. Du bist diese Angel-Fotze.«

Seine Hand fährt zum Gürtel, an dem er einen Revolver trägt. Auch sein Rausschmeißer, den ich aus dem Augenwinkel beobachten kann, greift nach seiner Pistole.

Mit einem wenig eleganten Sprung hechte ich nach links, reiße dabei einen Tisch um und gehe dahinter in Deckung.

Das wird mir vermutlich einen Scheißdreck helfen, denn die Geschosse gehen wahrscheinlich durch den Kunststoff wie ein heißes Messer durch kalte Butter.

Gleichzeitig ziehe auch ich meine Pistole.

Um mich herum bricht Panik aus. Die Gäste fliehen, die Mädchen auf der Bühne und an der Theke ebenso. Schüsse fallen.

Eine durchschlägt den Tisch und jagt dicht neben mir in den Boden, ein zweites Geschoss pfeift über meinen Kopf hinweg.

Mir bleibt keine andere Chance, als das Heft in die Hand zu nehmen.

Elegant rolle ich zur Seite, sehe den Rausschmeißer wie einen Fels in der Brandung in der Mitte des Raumes stehen und schieße, noch bevor der Idiot begreift.

Wäre dies ein Ego-Shooter, ich würde mich über die mangelnde KI des Gegners ärgern. Da dies aber das wahre Leben ist, nehme ich es hin und sehe den Mann sterben. Sein Kopf explodiert fast unter dem Einschlag der Kugel.

Vielleicht hat er gedacht, ich würde nicht auf seinen Kopf zielen. Oder er hat geglaubt, der eine Schuss durch den Tisch habe mich ausgeschaltet.

Regbert stößt einen unartikulierten Schrei aus. Er springt auf und feuert in meine Richtung, wieder und wieder. Angst und Hass sind nun purer Panik gewichen. Aus der Ferne erklingen die Sirenen des K-Service.

Ich rolle zurück, verharre aber nicht hinter dem Tisch, sondern komme auf der anderen Seite hervor. Dort springe ich auf, sehe Regbert für einen kurzen Moment ungeschützt hinter seinem Tisch stehen und gebe zwei Schüsse ab.

Eine Kugel trifft de Hals des Mannes, die andere seinen Kopf.

Ob er die Frauen ermordet hat, weiß ich nicht. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es spielt keine Rolle mehr, denn als Blut und Hirn durch die Luft spritzen und sein Leben mit einem seltsamen Laut endet, ist für mich der Fall erledigt.

Die Wagen des K-Service sind fast heran. Zeit, mich auf meinen Lorbeeren auszuruhen, habe ich keine. Dennoch eile ich zu Regbert, greife in eine kleine Tasche und nehme eine Spielkarte hervor – das Herz-Ass. Dieses lege ich auf die Leiche.

Anschließend habe ich es eilig, den Schuppen zu verlassen. Ich steige auf meine *Hellraiser* und gebe Gas. Der Strip-Club bleibt zurück, das rot-blaue Zucken der Polizeiwagen ebenfalls.

»Whistler«, befehle ich dem PA, der daraufhin eine Verbindung mit meinem Boss herstellt. Kurz darauf höre ich ihn flüstern.

»Der Job ist erledigt. Regbert und ein anderer Typ wollten mir ans Leder, noch bevor ich etwas sagen konnte. Beide sind tot.«

»Gut gemacht«, erwidert er. »Fahr nach Hause und ruh dich aus.«

Nichts anderes hatte ich vor.

Die grellen Lichter der Großstadt verschwimmen um mich herum, als die *Hellraiser* auf Touren kommt. *Angel* ist ein Junkie, das weiß ich schon lange. Doch meine Droge ist nicht Bigfly. Auch den anderen

chemischen Stoffen, die man sich landauf, landab reinzieht, kann ich nichts abgewinnen.

Meine Droge ist das Adrenalin. Der Rausch, am Abgrund zu leben.

Muss etwas mit den fehlgeschalteten Synapsen zu tun haben.

Gut dreißig Minuten später rollt die *Hellraiser* die Zufahrt zu einer kleinen Tiefgarage im 8. Bezirk hinab und verschwindet in einem blickdichten Verschlag. Wie auch der Stellplatz für den 2080 AMF gehört der Verschlag zu meinem Appartement im zehnten Stock eines grauen, unpersönlichen Wohnsilos. Keiner kennt den jeweils anderen, die Wände sind schalldicht. Zwei Zimmer, ein Bad aus der klaustrophobischen Periode und ein PA, der die Hauselektronik steuert, Nachrichten entgegennimmt und Filme aufzeichnet, wenn man nicht zu Hause ist. Eine typische Zweitständlerbehausung eben, wie man sie zwischen dem 8. und dem 12. Bezirk findet. Nicht schlecht, nicht gut – irgendwo dazwischen. Zwar verdiene ich als Mind-Agent nicht schlecht und auch Whistler ist großzügig. Da mein *Gehalt* von Herz-Ass jedoch streng illegal ist, kann ich mir keine großen Sprünge erlauben. Whistler zahlt bar,

die Scheine liegen in einem Versteck irgendwo in meinem Appartement.

Aus dem Kühlschrank hole ich mir eine Flasche Perling Mild – *das Wasser für den Zweiten. Wertvolle Inhaltsstoffe, toller Geschmack. Erfrischt dich richtig, yeah!* – und schlurfe ins Schlafzimmer. Das Bett ist nicht gemacht, Schmutzwäsche liegt auf dem Boden. Gleichviel.

Noch immer gärt das Adrenalin in meinem Körper. Aus der Schublade des Nachttisches nehme ich zwei Downers und spüle sie mit einem tiefen Schluck Wasser hinunter. Nachdem ich aus meinen Kleidern geschlüpft bin und noch einmal auf dem Lokus war, wirken sie bereits.

Zeit diesen beschissenen Tag zu beenden.

Der nächste, nicht minder beschissenen Tag ist nur noch wenige Stunden entfernt. Denn eines ist sicher – *jeder* Tag ist beschissen. Es gibt nur feine Abstufungen, und die halten einen vom einem Suizid zur besten Sendezeit in *Tu Es Vor Der Kamera* ab.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Ende

Sonst noch was?

- Die Kurzgeschichten-Serie „Hell City“ wurde zu Ostern fortgesetzt. Die neue Folge kann entweder auf meiner Seite oder als Deluxe-Variante auf geisterspiegel.de heruntergeladen werden.
- Zu Ostern bekam ich das Spiel „Hellgate: London“ geschenkt. Im nächsten GA.MAG werde ich hierzu eine Rezension veröffentlichen.
- Christoph Schwarz, Die Schatzjägerin und auch die Erlebnisse um Patricia McPherson werden fortgesetzt.

Impressum

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt:

Gunter Arentzen

Max-Bergmann-Str. 7

76744 Wörth

Tel: 07271-127359

Email: gunter.arentzen@pegu.de

Homepage: www.g-arentzen.de

Logo, Layout und Grafik:

PEGU Consulting (www.pegu.de)

Die Covergrafiken unterliegen dem Copyright der Verlage

Mit Dank an

Romantruhe (www.romantruhe.de)

VPH-eBooks (www.vph-ebooks.de)

Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Das GA.Mag darf kostenfrei und unverändert als PDF oder als Druckwerk weitergegeben werden. Verwendung einzelner Beiträge nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors. Anfragen zum GA.Mag jedweder Art richten Sie an: gunter.arentzen@pegu.de